



ULRICH C. SCHREIBER

DIE FLUCHT DER AMEISEN

EINE GEOKALYPTISCHE VISION

ROMAN | SHAYOL

Ulrich C. Schreiber

Die Flucht der Ameisen

Eine geokalyptische Vision

Roman

LESEPROBE

SHAYOL

Weitere Information zur Thematik des Buches und
zum Vulkanismus in der Eifel finden Sie im Internet:
www.geokalypse.shayol.de

Ulrich C. Schreiber
Die Flucht der Ameisen. Eine geokalypstische Vision
Originalausgabe
Vierte Auflage 2007

© copyright 2006 by SHAYOL.NET e.V., Berlin
Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Bernhard Kempen
Redaktion: Hannes Riffel
Korrektur: Ilona Pritzens
Umschlagfoto: Sebastian Schreiber
Layout, Umschlaggestaltung & Produktion: Ronald Hoppe
Druck: FINIDR, s. r. o.

Der Shayol Verlag ist ein Projekt des SHAYOL.NET – Netzwerk für Kultur,
Bildung und Wissenschaft e.V. und arbeitet ohne Gewinnorientierung

SHAYOL Verlag
Bergmannstraße 25
10961 Berlin
E-Mail: verlag@shayol.net
Internet: www.shayol-verlag.de

ISBN 978-3-926126-54-2

*Meinen Eltern
Christtraut und Hermann*

TEIL 1



**Die Luft ist kühl und es dunkelt,
Und ruhig fließt der Rhein;
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendsonnenschein**

Heinrich Heine, 2. Strophe des Loreley-Liedes

Vorsichtig tastete sie mit den Fühlern den Rand der glatten Oberfläche ab. Noch vor wenigen Augenblicken war alles so wie immer gewesen. Nur der gewohnte Waldboden mit den trockenen Tannennadeln, dem geringen Grasbewuchs und den harzig riechenden Zapfen. Dann das ungewohnte Zittern, das Beben des Bodens. Vor ihr erhob sich unvermittelt ein kleines Gebirge, völlig neu, mit befremdlichen Gerüchen. Sie stammten von der Fläche, die sie gerade ertastete. Mit nichts vergleichbar, was sie in ihrem kurzen Leben bisher kennen gelernt hatte. Es waren scharfe, durchdringende Gerüche, die in ihrem winzigen Gehirn eine erhöhte Aktivität auslösten. Ein Duftmolekül ließ plötzlich eine Erinnerung in ihr aufkeimen – an die Biene, die sie letztes Jahr dritt getötet und ins Nest geschafft hatten. Sie hatte halb verendet unter einem Farn gelegen und war kaum noch imstande gewesen, sich zu wehren. Es waren Spuren von Wachs, die die Erinnerung auslösten. Ohne weiteres Zögern bestieg die große rote Waldameise den Bergschuh, der still auf der Stelle verharnte. Mit ihr machten sich sechs weitere Arbeiterinnen an den Aufstieg. Sie waren alle vom selben Stamm, von der Art *Formica polyctena*, die ihre Nester in großen Bauten anlegte. Gut sichtbare Hügel auf dem Waldboden mit etwa gleich großer Ausdehnung unter der Erde. Aufgeregt liefen sie über das Leder, betasteten sich hektisch mit den Fühlern, jedes Mal, wenn sie sich bei der Umrundung begegneten und versuchten, irgendetwas Verwertbares zu entdecken.

Die Erkundung von Neuland war für die kleinen Wesen immer ein lebensgefährliches Wagnis. Doch diesmal gab es ein völlig unkalkulierbares Risiko. Eine plötzliche Beschleunigung des Schuhs,

ein kräftiges Aufstampfen, und die entdeckungsfreudigen Kerbtiere wurden mit Wucht auf den Waldboden geschleudert. Nur die erste Arbeiterin war weit genug nach oben gestiegen. Rechtzeitig konnte sie sich am Rand einer rauen Fläche festklammern, die zu einer Röhre geschlossen ein muskulöses Bein umhüllte. Einem inneren Drang folgend kletterte sie aufwärts in die Dunkelheit, auf einem ihr unbekannten Material, wieder mit seltsamen Düften. Zielstrebig bewegte sie sich an einer Naht der Jeanshose nach oben, bis es bedrohlich eng wurde. Der Geruch von menschlichem Schweiß und die unmittelbare Nähe warmer Haut setzten ihr Nervensystem unter Hochspannung. Mit viel Geschick kämpfte sie sich durch ein immer dichter werdendes Gestrüpp. Es waren Körperhaare im Raum zwischen Bein und Hose.

Dann passierte es. Eine langsame Bewegung, der Zwischenraum verschwand, und die Hose presste die Ameise fest an den Oberschenkel. Mit panischer Kraft stemmten sich alle sechs Beine des Eindringlings dem Druck entgegen. Der Fluchtweg führte nur nach oben. In den einzigen freien Raum, weiter auf der Haut, unter dem nächsten anders riechenden Stoff.

Die Millionen Jahre währende Evolution führte bei den Ameisen zur Entwicklung zahlreicher Überlebensstrategien, die sie bisher vor dem Aussterben bewahrt hatten. Hierzu gehörte das perfekt abgestimmte Zusammenspiel tausender Individuen. Eine einzelne Ameise war hilflos den kleinsten Naturgewalten ausgeliefert. Doch in einer Staatengemeinschaft gelang es ihnen, sich in ihrer Umwelt zu behaupten und ihre Erfahrungen an die nächste Generation weiterzugeben. In dieser ungewohnten Situation, unter dem Stoff der Hose eines Menschen, fehlte ihr die Fähigkeit, die eine entfernte Verwandte besaß, ein Parasit, der sich in der Natur als Einzelkämpfer durchschlug. Die Zecke schaffte es fast immer, über die Haut des Menschen zu wandern, ohne die feinen Schaltzellen zu aktivieren und die heftige Abwehrreaktionen auszulösen.

Plötzlich, mit unendlicher Gewalt, presste sich der helle Stoff auf die Haut. Unter hohem Druck bewegte er sich hin und her, genau dort, wo die Hinterbeine des Insekts einen deutlichen

Signalreiz in der Haut hinterlassen hatten. Der hintere Torso der Arbeiterin wurde fast zerdrückt. Reflexartig rammte sie die Zangen ins Fleisch und spritzte mit der letzten Kraft ihres Lebens die gesamte ihr zur Verfügung stehende Ameisensäure in die kleine Wunde.

»Verdammt!«, schrie Gerhard Böhm, »schon wieder einer! Das ist der dritte Biss in zwei Tagen.« Mit säuerlich verzogener Miene kratzte er sich im Schritt und sprang zur Seite, stampfte mehrmals mit den Füßen auf und klopfte wild fuchtelnd die Hose ab. Unmittelbar neben ihm verlief eine Ameisenstraße, genau über der Quarzfüllung einer besonderen geologischen Störung.

DER BROHLBACH SCHLÄNGELT SICH durch die tief eingeschnittenen alten Sedimentgesteine des Rheinischen Schiefergebirges und mündet bei Brohl in den Rhein. Eine Museumsbahn folgt dem Bach über alte Viadukte und Dämme, vorbei an gelbbraunen Wänden aus einem Gestein, das hier überhaupt nicht hinzugehören scheint. Es ist der Trass des Brohltales. Schon die Römer haben den verfestigten Strom aus Bimsen, Aschen und zerriebenem Grundgebirgsgestein abgebaut. Viele Höhlen, Steinbrüche und Säulenreste aus dieser und jüngerer Zeit verleihen dem Tal einen einzigartigen Charakter. Der Trass besteht aus mehreren Schichten von Schlammströmen, die bei der Ausbruchsserie des Laacher-See-Vulkans gebildet wurden. Mächtige Eruptionsmassen aus einer Magmakammer in der tieferen Kruste wurden vor 12 000 Jahren in kurzer Folge in die Luft geschleudert und bis zur Ostsee und nach Italien getragen, insgesamt mehrere Kubikkilometer. Die Massen, die direkt am Krater zurückfielen, bildeten heiße Aschenströme. Starke Regenfälle trugen Material aus den bereits abgelagerten Tuffen der Umgebung bei. Diese Mischung führte zu gefährlichen heißen Schlammströmen, die die Täler der Umgebung überschwemmten.

Beim Eintritt dieser Schlammströme in das Rheintal musste es zu einem brodelnden Inferno mit einem kurzfristigen Rückstau des gesamten Rheins gekommen sein. Gerhard wusste von früheren Exkursionen, dass ein Teil des Trassstromes oben am Hang im Übergang vom Brohltal in das Rheintal haften geblieben war. Während seiner Aachener Assistentenzeit hatte er häufig Kartierübungen in diesem Gebiet betreut. Er erinnerte

sich noch ganz genau, dass sich unter dem Trass der Rest eines Schuttfächers des Baches verbarg, der damals bereits einen Teil des Brohltales eingekerbt hatte. Er war hier vor mehr als 200 000 Jahren in den Rhein geflossen, zu einer Zeit, als das Gebirge erst um drei Viertel der heutigen Höhe herausgehoben war. Der Brohlbach lagerte seine Fracht auf den groben Sedimenten des Rheintales ab. Sie waren bis heute an einigen Stellen als Reste an den Hängen erhalten geblieben und ließen eindrucksvoll das Niveau der heutigen Mittelterrasse erkennen. Gerhard begeisterte sich jedes Mal, wenn er im Rheintal unterwegs war, an den vielen herrschaftlichen Gebäuden, alten Villen, kleinen Schlössern oder Burgen. Sie standen auf den kleinen Vorsprüngen an den steilen Kanten des Engtales, immer mit den herrlichsten Ausblicken auf den tiefer liegenden Flusslauf.

Der Aufschluss, den Gerhard jetzt aufsuchte, lag genau unterhalb der Abfolge von Trass, Schwemmfächer und Mittelterrasse in den wenig spektakulären Sand- und Tonsteinen des Grundgebirges. Er war nur schwer und mit besonderer Ausrüstung zu erreichen. Die Gefahr eines Steinschlages war hoch. Aus diesem Grund hatte er seinerzeit die Studenten vor einem Begehen gewarnt und die Geologie nur an der Abbruchkante, von einem kleinen Trampelpfad aus, erklärt. Jetzt, fast genau sieben Jahre später, stand er wieder vor dem kleinen Steinbruch in halber Höhe am Steilhang des Rheintales. Es war März, und die Sonne war erstaunlich warm für diese Jahreszeit. Ein weiterer Grund, warum es Gerhard nicht mehr in den Institutsräumen hielt. Die Pause während des Winters war viel zu lang gewesen. Das Wetter hatte sich zeitweise von seiner schlechtesten Seite gezeigt, mit viel Regen, Schneematsch und Nebel. An Untersuchungen in der Eifel war nicht zu denken gewesen.

Jetzt im Frühjahr herrschten die besten Bedingungen für Geländearbeiten. Die Felder und Wiesen waren in dieser Zeit kaum bewachsen, und entlang der Waldränder und auf den Lichtungen fehlten die Brennesseln und Farne, die später im Jahr große Teile des Untergrundes verdeckten. An den Steil-

hängen des Rheintals klammerten sich die Laubbäume mit wenigen Wurzeln an den Felsen fest. Es waren vorwiegend Eichen, die mit wenig braunem Restlaub einen guten Blick auf die Felsen gewährten. Dadurch war es leichter, aus der Entfernung einzelne Gesteinsschichten über größere Strecken zu verfolgen – sofern nicht alles von der ›Rheinischen Macchia‹, einem dichten, undurchdringlichen Gestrüpp mit immergrünen Pflanzen, abgeschottet wurde.

Von unten drang das Grummeln eines vorbeierollenden Güterzuges empor, begleitet vom niederfrequenten Tuckern der allgegenwärtigen Schiffsdiesel. Endlich konnte Gerhard den Geologenkompass aus der Gürteltasche nehmen und an die steile Fläche halten. Mit Helm und Leine gesichert tat er das, was er seit Monaten intensiv geplant hatte. Er suchte Hinweise auf bestimmte geologische Störungen, die als senkrecht stehende Verwerfungsflächen in der Erdkruste auftreten konnten. Nach seinen Überlegungen mussten sie in der Eifel vorkommen und eine wichtige Rolle in der jüngeren Entwicklung des Rheinischen Schiefergebirges spielen.

Oben an der Abbruchkante stand Katrin. Sie hatte das Seil über einen stabilen Ast einer Eiche geführt und hielt es, halb um die Hüften gewickelt, leicht gespannt.

»Hast du etwas entdeckt?«, rief sie zu ihm hinüber.

Gerhard hatte sich auf dem rutschigen Schuttfächer nach oben zur steilen Felswand durchgekämpft und hackte schwungvoll mit der Hammerspitze in weiche Gesteinsschichten.

»Moment noch. Ich muss erst mit dem Hammer den lockeren Dreck abtragen.«

Gerhard kratzte eine senkrechte Fläche frei.

»Unter dem Schutt sind mehrere dünne Quarz- und Eisenerzgänge verborgen. Die ganze Einheit ist mindestens vier Meter breit und völlig zermürbt. Sogar der Quarz ist zerrieben und fühlt sich an wie grober Zucker.«

»Was bedeutet das?«

»Das könnte eine größere Störung sein.«

»Und was für eine?«

»Ich bin mir noch nicht ganz sicher. Weil sie so steil steht, ist eine Seitenverschiebung am wahrscheinlichsten. Ich suche noch nach Harnischen.«

»Was ist das denn schon wieder? Hat das nicht irgendwas mit Ritterrüstungen zu tun?«

»Ja und nein. In der Geologie sind es die besten Anzeichen für Bewegungen, die auf den Störungsflächen stattgefunden haben. Es sind Kratzspuren oder längliche Minerale, die sich neu gebildet haben und in der Bewegungsrichtung liegen. Solche Spuren hast du schon an Stellen beobachtet, wo Gletscheis über Felsen geschrammt ist. Ähnlich sieht es aus, wenn zwei Krustenblöcke gegeneinander bewegt werden.«

»Müssten sie hier dann nicht waagerecht liegen?«

»Genau! Du machst Fortschritte. Das wäre endlich der Beweis für Seitenverschiebungen in der Eifel und möglicherweise auch für andere Gebiete im Rheinischen Schiefergebirge.«

Gerhard Böhm war mit seiner beruflichen Laufbahn recht zufrieden. Seit sechs Jahren war er Universitätsprofessor für Geologie in Köln, und seit dieser Zeit arbeitete er an den Zusammenhängen von Vulkanismus und Tektonik, besonders im mitteleuropäischen Raum.

Mit Katrin war er bereits eine halbe Ewigkeit zusammen, ein Glücksfall, wie er in vertraulichen Runden gerne betonte. Kirstin, Susanna und Marcello, ihre Kinder, waren inzwischen erwachsen und hatten bis auf Susanna das Haus verlassen. Sie war die Jüngste und übte sich gerade in den ersten Studierversuchen. Es musste ausgerechnet Sport sein, ein völlig unwissenschaftliches Fach, wie Gerhard verschiedentlich anmerkte. Und ausgerechnet in Köln. Aber so war das dritte zu finanzierende Studium immerhin tragbar, und Susanna konnte den Service im Elternhaus noch eine Weile genießen. Kirstin, die Älteste, hatte es am weitesten fort verschlagen. Ihr Traumberuf war Ärztin und ihr Zeugnis gut genug. Schon seit vier Jahren studierte sie in Heidelberg und sprach bereits über die Doktorarbeit als nächstes Ziel. Marcello lag zeitlich zwischen den beiden Mädchen, auch bei der Wahl des Studienortes. Er studierte

Medienpsychologie und Kommunikationsdesign in Aachen. Gerhard war bisher nicht klar geworden, wie man auf dem Arbeitsmarkt damit Geld verdienen konnte. Dafür schätzte er die Kenntnisse seines Sohnes in Sachen Computer und allem, was damit zusammenhing, sehr. Für die nächste Zeit war Marcello schon für den Aufbau einer privaten Web-Seite eingeplant.

Katrin überlegte derzeit, ob sie wieder als Apothekerin arbeiten sollte, hatte nun aber viel mehr Spaß und Interesse daran, endlich mit ihrem Mann ins Gelände zu gehen. Zu oft hatte sie sich bei seinen Erzählungen vorgestellt, die gleichen Erfahrungen in der Natur zu machen, dort hinzukommen, wo man normalerweise nie im Leben hinkam, außer man war Geologe. Sie fand es unheimlich spannend, alles im Zusammenhang zu sehen und zumindest teilweise zu verstehen. Die Geologie, die Landschaft mit der Pflanzen- und Tierwelt und die überall sichtbaren Auswirkungen des Menschen.

Kennen gelernt hatten sie sich vor 26 Jahren, in einer der kleinen Studentenkneipen in Göttingen. »Wir kamen uns damals vor wie zwei passende Puzzleteile, die irgendjemand zusammengelegt hatte«, erzählte Katrin manchmal, wenn sie neue Bekanntschaften gemacht hatten. »Vom ersten Augenblick an war alles entschieden«, behauptete auch Gerhard bei solchen Gelegenheiten.

Sie ergänzten sich wirklich sehr gut. Und für beide stand eindeutig fest, dass die neu gewonnene Freiheit gemeinsam genutzt werden sollte – jedenfalls, so gut es ging. Es gab da eigentlich nur noch Morpheus, den rot-weißen Kater. Morpheus war ein wahres Ungetüm von siebeneinhalb, nach dem Winter manchmal auch acht Kilo. Sehr schmusebedürftig und für eine Katze viel zu intelligent. Aber ihn konnten sie durchaus drei oder vier Tage allein lassen, wenn Susanna ebenfalls unterwegs war. Unter der Kontrolle verständiger Nachbarn brauchte es nur genügend Futter, das regelmäßig nachgefüllt werden musste.

Es waren Semesterferien zwischen Winter- und Sommersemester. Gerhard hatte sich vorgenommen, in diesem Frühjahr

zusammen mit Katrin möglichst viele Geländedaten zu sammeln, um die nötigen Grundlagen für einen größeren Forschungsantrag zu erarbeiten. Jetzt standen sie beide am Hang und untersuchten erstmals gemeinsam einen Aufschluss. Katrin sicherte die Leine mit einem Karabinerhaken an der Hüftschlinge ab und versuchte, gleichzeitig mit Geländebuch, Stift und Seil zu hantieren.

Gerhards Kratzeifer nahm plötzlich zu. Mit der Spitze des Hammers hakte er hinter die Kante einer größeren Steinplatte und klappte sie langsam zur Seite. Einmal in Bewegung, gab es kein Halten mehr. Unaufhaltsam rutschte sie in die Tiefe. Der Schutt wirkte wie Rollsplitt. Nachbrechende Gesteinsmassen polterten hinterher und verschwanden krachend im Geäst weiter unten am Hang. Gerhard konnte sich gerade noch mit einem Satz zur Seite retten, bevor auch sein Standplatz in die Rutschmasse einbezogen wurde.

»Juchhu!«, brüllte er.

»Das macht dir wohl Spaß, was?« Katrin war erschrocken, als sich der Block selbständig gemacht hatte.

»Nein, das war ein Volltreffer! Schau mal, das müsstest du auch von dort sehen können. Hier sind ganz deutlich Harnische ausgebildet. Und genau wie ich sie brauche: horizontal!«

Gerhard nahm den Kompass und hielt die Messplatte an die Gesteinsfläche.

»Nanu!«, wunderte er sich. »Die Spuren verlaufen in Nordost-Südwest-Richtung. Das hatte ich eigentlich nicht erwartet.«

»Gib mir die genauen Daten!« Katrin schlug das Geländebuch auf und notierte die Messwerte, die Gerhard ihr zurief. Anschließend trug sie die genauen Koordinaten ihres Standortes ein, die sie vom kleinen GPS-Gerät abgelesen hatte.

»Leg das Seil noch einmal um den Ast, damit es besser hält!«, rief Gerhard. »Ich versuche, mit einem Sprung über die Rutschzone zu kommen!«

»Hoffentlich geht das gut!«

»Du solltest mal sehen, was wir so alles trainieren, wenn wir im Gelände sind.«

Gerhard straffte das Seil, hielt es mit angewinkelten Armen fest und nahm einen kurzen Anlauf. Der Schwung führte ihn in einem großen Bogen über den Schuttfächer. Das Seil hielt ihn auf einer bogenförmigen Bahn, allerdings anders als geplant. Der Ast gab unter der Last ein Stück nach, sodass sich der Landepunkt in die Brombeerranken verlagerte.

»Verflucht!«, schrie Gerhard.

Katrin prustete los vor Lachen.

»Das findest du wohl lustig, was?«, brummte er sie an.

»Nein, ich lache nur über deine Haltungsnoten. Du solltest diese Nummer vielleicht noch einmal überarbeiten.« Langsam zog sie ihn am Seil zu sich hoch, bis Gerhard leicht keuchend den Trampelpfad erreichte.

»Es wird Zeit, dass der Sommer kommt und ich wieder öfter im Gelände bin. Dann wird meine Kondition auch wieder besser.«

Katrin wickelte das Seil auf und grinste. »Wollten wir nicht schon seit einem Jahr joggen gehen, Tarzan?« Sie nahm ein Taschentuch und säuberte den Kratzer in seinem Gesicht. Dann strich sie ihm über das Haar und gab ihm einen Kuss.

Gerhard hatte die Bemerkung überhört. Er war viel zu sehr von seinem neuen Fund begeistert.

»Jetzt haben wir einen Anfang – zwar nicht das, was ich mir vorgestellt habe, aber immerhin. Diese GPS-Geräte sind hervorragend. So hat man viel mehr Sicherheit bei der Standortbestimmung. Die hätte ich mir schon früher gewünscht.«

»Was machen wir jetzt?«

»Ab nach oben. Wir müssen sehen, wie sich das Ganze über den Hang entwickelt. Aber wir sollten vorsichtig sein. Ich glaube, hier gibt es eine Menge Wildschweine.«

»Dann geh du lieber mit deinem Geologenhammer vorweg. Dann kannst du die Biester ablenken, bis ich auf einen Baum geklettert bin.«

»Na danke!«

Sie stiegen bis zu einer Schurfrinne hinauf, die parallel zum Hang verlief. Gerhard nahm erneut den Kompass und bestimmte die Lage des Schurfes.

»Das ist die gleiche Richtung, die ich vorhin unten auf der Störungsfläche gemessen habe. Das muss der Quarz-Erz-Gang der Störungszone sein. Wahrscheinlich wurde das Erz hier von unseren Altvorderen abgegraben. Wenn wir die Augen offen halten, finden wir vielleicht noch Reste aus dieser Zeit.«

»Sind alle diese Gebiete eigentlich schon von Archäologen untersucht?«

»Auf keinen Fall. Die sind noch schlimmer dran als die Universitäten. Da fehlt doch überall das Geld.«

»Könntet ihr nicht zusammenarbeiten?«

»Genau das werden wir tun. Ich habe schon Kontakt zu den Archäologen aus der Umgebung aufgenommen. Wenn wir etwas Interessantes finden, sollen wir sofort Bescheid sagen.«

»Und wem würde der Fund gehören? Wenn es zum Beispiel eine römische Münze ist?«

»Das kommt ganz darauf an. Hier in Rheinland Pfalz gehört alles dem Land, man muss jedes Fundstück abliefern. In Nordrhein-Westfalen, also etwas weiter nördlich von hier, wird es geteilt.«

»Wie? Wird die Münze dann zersägt?«

»Natürlich nicht. Aber eine Hälfte gehört dem Finder, die andere dem Eigentümer. Allerdings nicht, wenn das Fundstück ausgegraben wurde. Grabungen ohne Genehmigung sind generell nicht erlaubt, wenn ich mich recht entsinne. Und bei Einzelstücken einigt man sich irgendwie.«

»Und wer ist der Eigentümer?«

»In Forstgebieten das Land, im Privatwald der Waldbesitzer und auf Äckern und Wiesen meistens der Bauer.«

»Also würde ich damit zu einem Archäologen gehen, und der regelt das dann?«

»Die Archäologen würden zunächst ihr Recht in Anspruch nehmen, ein Fundstück für wissenschaftliche Zwecke einige Monate lang zu untersuchen. Dann müssen sie es aber wieder zurückgeben. Wahrscheinlich klären sie dich dann auf, wie die Besitzverhältnisse geregelt sind.«

»Dann wäre man schön blöd, wenn man hier in der Grenz-

region einen Fund in Rheinland-Pfalz meldet. Weil er dann sofort weg wäre.«

»Genau. Das wird auch von Archäologen kritisiert. Sie bemerken tatsächlich eine erstaunliche Häufung von Funden in Nordrhein-Westfalen hinter der Grenze und kaum etwas in Rheinland-Pfalz.«

»Also scheint es durch diese unsinnige Gesetzgebung zu einer ungewöhnlichen Verzerrung der Fundstellen zu kommen.«

»Das kann man wohl sagen.«

Langsam gingen sie in Richtung des Schurfes weiter.

»Schau mal, anhand der Steine, die hier immer wieder auftauchen, kann man die Störung recht einfach quer durch das Gelände verfolgen. Man braucht dazu gar keinen großen Steinbruch.«

»Wie war das? Erfahrung macht den Meister?«

»Nein, den Geländegeologen.«

An einer kleinen Lichtung stießen sie auf drei große Hügel der roten Waldameise.

»Die sind aber riesig!«, staunte Katrin.

»Anscheinend fühlen sie sich hier besonders wohl. Komisch, dass sie genau auf der Störung wohnen. Ich würde mein Haus nicht an dieser Stelle bauen.«

»Warum nicht?«

»Beim nächsten Erdbeben würde der Haufen sofort zerstört werden.« Gerhard grinste Katrin an.

»Du willst mich auf den Arm nehmen! Wir sind hier doch nicht in Kalifornien, an dieser großen San-Andreas-Störung.«

In weitem Bogen umrundeten sie die Haufen und suchten den Anschluss an die vorherige Richtung.

Das Buschwerk wurde wieder dichter. Es bestand überwiegend aus Schlehensträuchern und anderen stacheligen Gewächsen. Vor allem dornige Brombeerranken nahmen zu, die sich besonders gut in Haaren und Jacken verfangen. Tief gebeugt und fast auf allen Vieren mühten sich die beiden durch einen flachen Gestrüpptunnel, den die Wildschweine freigehalten hatten. Der gebückte Fortbewegungsstil hatte aber auch einen

Vorteil. Die Augen befanden sich so dicht über dem Gesteinsschutt, dass selbst die kleinsten Bruchstückchen zu erkennen waren.

»Wenn uns jetzt eine fette Wildsau durch dieses Dickicht jagt und du heute Abend die Dornen und Zecken aus den Beinen rausoperierst, weißt du endlich, wie aufregend Geologie sein kann.« Gerhard merkte, wie Katrin langsam unruhig wurde.

»Hier stinkt es ganz schön nach Schwein«, kam die Antwort.

»An mir liegt es nicht! Aber schau mal, hier sind überall Fellreste und Schlafplätze der Borstenviecher.«

»Was hat das zu bedeuten?«

»Ich glaube, wir sollten uns etwas mehr bemerkbar machen. Sonst haben wir möglicherweise gleich Beißkontakt. Ah, schau mal, was ich gefunden habe!«

Gerhard kratzte mit dem Hammer auf dem Boden und nahm ein schwarzes Stück Schlacke in die Hand. »Hier wurde das Erz direkt vor Ort verhüttet.«

»Wie das?«

»Mit ganz primitiven kleinen Schmelzöfen, die schon die Römer oder noch ältere Kollegen erfunden hatten und die bis ins Mittelalter in dieser Art genutzt wurden. Gebaut wurden die Öfen mit Lehm und Wasser.«

»Und die Feuerung?«

»Man hat Holzkohle hergestellt und dabei jede Menge Holz verbraucht. Ich glaube, das könnte für die Archäologen richtig interessant sein. Wir sollten auch diese Funde in die Karte eintragen. Schreib doch bitte die GPS-Daten auf. «

Das Gestrüpp wurde immer dichter. Nur noch wenige Lese-
steine mit Quarz und Erz ließen erkennen, dass die Störung in der Nähe sein musste.

Als sie vor einer dichten Mauer aus Ilex und anderen Stachelgewächsen standen, protestierte Katrin heftig.

»Da gehe ich nicht rein! Da drinnen knackt es schon so ver-dächtig. Außerdem habe ich bereits die fünfte Zecke von der Hose gesammelt. Es reicht!«

Gerhard suchte den Hang ab und gab nach. »Ich glaube auch,

dass es hier keinen Sinn mehr hat. Lass uns in den hohen Eichenwald dort drüben gehen. Da kommen wir besser voran.«

Mit sicherem Abstand umrundeten sie das Buschwerk. Plötzlich krachte es im Unterholz, und zwei ausgewachsene Wildschweine preschten den Hang hinunter.

Den beiden fuhr der Schreck in die Glieder.

»Hast du gesehen, wie schnell die Viecher sind?«, fragte Katrin entsetzt.

»Ja, erstaunlich. Da bleibt nicht viel Zeit zum Nachdenken. Letztens hat mir unser Personalchef aus der Verwaltung einiges über Wildschweine erzählt.«

»Du meinst den Klesper? Was hat der denn mit Wildschweinen zu tun?«

»Er ist passionierter Jäger. Er hat behauptet, dass die Viecher fast blind sind. Die können dich kaum sehen, wenn du nur still dastehst.«

»Und wie soll ich das machen, wenn so eine Sau auf mich zugerannt kommt?«

»Dann wäre es wohl besser, wenn du hinter einen Baum springst.«

»Also doch nicht stehen bleiben, damit sie mich nicht sehen?«

»Das musst du von Fall zu Fall entscheiden. Klesper hat erzählt, dass es neulich einen Jagdgenossen erwischt hat. Sein Gewehr hat dreimal versagt, die Sau hat das irgendwie mitgekriegt und den Kerl einfach über den Haufen gerannt.«

»War es schlimm für ihn?«

»Die Biester haben anscheinend recht scharfe Zähne im Unterkiefer, fast wie ein Teppichmesser. Das Vieh hat ihm den Lederstiefel, die Hose und die Thermounterhose aufgetrennt und ihm die Wade aufgeschlitzt.«

»Nett, dass du mir das ausgerechnet jetzt erzählst!«

Langsam gingen sie den Hang hinauf, wobei sie ständig das dichte Gebüsch im Auge behielten. Zehn Schritte weiter standen sie unverhofft vor einer Reihe tiefer Löcher.

»Schau mal, hier gibt es alten Bergbau!« Gerhard nahm den Kompass und peilte die Richtung. »Das sind Pingen, die genau

auf unserer Störung liegen, die wir vom Rhein her verfolgt haben. Hervorragend! Komm, wir gehen zum Auto zurück. Ich bin gespannt, ob wir in der Verlängerung noch weitere Stellen finden.«

Die nächsten Punkte, die sie anfuhr, waren Volltreffer. Gerhard hatte den richtigen Riecher gehabt. An diesem Tag fanden sie eine Störung mit mehr als vier Kilometern Länge, die vom Rhein in südwestliche Richtung bis östlich von Burgbrohl verlief. Danach gab er auf.

»Es hat keinen Zweck, weiter im Süden zu suchen. Dort fangen die mächtigen jungen Tuffe an, die aus dem Vulkanausbruch des Laacher Sees stammen und das alte Gestein überlagern. Da werden wir nichts mehr finden.«

»Und wenn wir uns in tieferen Täler umsehen?«

Gerhard studierte die Karte. »Nein, in dieser Richtung gibt es keine Talanschnitte mehr.«

»Also Feierabend?«

»Vorher möchte ich noch die Punkte, die wir bisher gefunden haben, miteinander verbinden und schauen, wo die Sache hinführt.«

Gerhard breitete die Karte auf der Motorhaube aus, zog eine lange Linie durch alle Fundpunkte und verlängerte sie weiter nach Südwesten.

»Oh!«, staunte er nicht schlecht. »Genau an den Westrand des Laacher Sees. Jetzt weiß ich auch, warum der Rand genau in dieser Richtung eingebrochen ist. Das wird ja richtig spannend.«

»Was meinst du damit?«

»Eine Seitenverschiebung, wie wir sie gefunden haben, ist die ideale Möglichkeit für Schmelzen, aus großer Tiefe nach oben zu kommen. Wenn wir nachweisen können, dass die Störung noch heute aktiv ist, dann war sie es mit hoher Wahrscheinlichkeit auch schon vor zwölftausend Jahren.«

»Wie kann man so etwas über einen Zeitraum von mehreren tausend Jahren behaupten?«

»Hier geht es um Geologie. Da ticken die Uhren wesentlich langsamer. Daran wirst du dich gewöhnen müssen.«

»Aber zwölftausend Jahre?«

»Das war geologisch gesehen erst gestern oder heute Vormittag. Sonst rechnen wir mit Jahrmillionen. Geologie hat etwas mit langen Zeiträumen zu tun.«

»Was ich noch nicht verstehe, ist, wie die Schmelze an so einer Störung nach oben kommen soll. Erst erzählst du, dass die Gesteinsschichten so fest aneinander gepresst werden, dass sich diese Harnische bilden, und dann soll sich auch noch das heiße Magma hindurchquetschen?«

»Das ist kein Problem. Du hast ja selbst gesehen, dass in den Störungszonen immer Erz und Quarz vorkommt, wo salzhaltiges Wasser in der Kruste aufgestiegen ist, aus dem sich die Minerale gebildet haben. Also muss es auch dafür Platz gegeben haben.«

»Wie bei unserer Wasserleitung, die wir neulich austauschen mussten?«

»Völlig richtig. Übrigens kann man sich das ganz leicht vorstellen. Drück mal beide Hände in senkrechter Stellung fest zusammen.«

»So?« Katrin hielt ihm die aneinander gelegten Hände entgegen.

»Du musst sie etwas versetzen, damit die Knicke der Fingerglieder nicht genau gegenüber liegen.«

»Okay, und nun?«

»Jetzt verschieb die Hände etwas gegeneinander und schau von oben auf die Zeigefinger. Was siehst du?«

»Ich kann hindurchschauen, wo sich kleine Kanäle bilden. Weil die Handflächen nicht glatt sind.«

»Genauso ist es bei Störungszonen. Auch die verlaufen immer etwas unregelmäßig. Sobald ein Versatz eintritt, kann ein Kanal entstehen, der die ganze Kruste durchschlägt. Und wenn die Sache noch etwas tiefer geht, bis in den Erdmantel, und es dort Magmen gibt, dann können die ganz schnell nach oben kommen, weil sie unter ziemlich hohem Druck stehen.«

»Das habe ich verstanden. Und welche Gesteine werden aus der Schmelze gebildet, die oben rauskommt?«

»Das werden Vulkanite, zum Beispiel Basalte, wenn es sehr schnell geht.«

»Und was ist mit dem Laacher See? Hast du nicht immer erzählt, dass diese Schmelzen aus der Kruste stammen?«

»Völlig richtig, aus vielleicht fünf bis zehn Kilometern Tiefe. Da hat der flüssige Basalt einen Zwischenstopp eingelegt und sich völlig verändert.«

»Der ist bestimmt gerostet.«

»Wie bitte?«

»Du weißt doch, wer rastet der rostet.«

»Ha, ha, selten so gelacht!«

Sie packten ihre Sachen zusammen und fuhren aus dem Tal auf die Höhe. An einem kleinen Weg in einer Kurve hielt Gerhard an. Von hier aus hatten sie einen herrlichen Ausblick auf das Siebengebirge und das nördliche Rheintal mit den Nebentälern. Es war schon nach achtzehn Uhr, und die lockere Bewölkung zauberte eine besondere Stimmung an den frühabendlichen Himmel. Sie stiegen aus und genossen den ersten warmen Wind, der über die Hochflächen strich.

»Ist das schön! Endlich wird es Frühling.«

Katrin lehnte sich an Gerhard und folgte seinem ausgestreckten Arm. Er zeigte auf die Stelle, wo sie am Morgen den ersten Beleg für die Störung gefunden hatten.

»Ich glaube, dieser Job könnte mir auch gefallen. Vielen Dank, Herr Professor, für die Einführung in die Geologie.«

»Ach, du weißt doch, wie das ist. Wenn wir jetzt zusammen im Gelände sind, musst du für das herhalten, was sonst die Studenten ertragen müssen. Denen erkläre ich dauernd etwas. Das werde ich bei dir nicht so schnell ablegen können.«

»Schon gut. Außerdem macht es wirklich Spaß. Auch wenn es manchmal etwas lehrmeisterhaft rüberkommt.«

»Sei froh, dass du nicht mit einem Lehrer verheiratet bist. Die können das noch viel besser. – Und jetzt auf nach Köln! Inzwischen dürften die Autobahnen wieder einigermaßen frei sein.«

Wegen der Kinder, aber auch wegen Morpheus, hatten sie sich ein kleines Haus in Kölner Randlage gekauft. Dort, wo es gerade noch bezahlbar und so verkehrsberuhigt war, dass man Kinder und Kater draußen herumlaufen lassen konnte.

Morpheus kam ihnen schon in der Garageneinfahrt entgegen. Gerhard stieg aus und schnappte ihn sich.

»Na, Dicker, was hast du heute wieder ausgefressen?« Er stemmte ihn mit beiden Armen hoch. »Oh! Schau dir das an, Katrin! Der Kerl hat einen völlig weißen, verklebten Bauch.«

»Ach Gott, ist er wieder über einen frisch gestrichenen Zaun geklettert?«

»Sieht ganz danach aus.«

»Wunderbar! Dann haben wir ja heute ein abendfüllendes Programm.«

In den nächsten Tagen studierte Gerhard die alten geologischen Karten der Eifel und suchte nach Hinweisen, die seine Entdeckung bestätigten. Schnell stellte er fest, dass die alten Bearbeiter diesen Quarzen und Störungsrichtungen keinerlei Bedeutung beigemessen hatten. Zum Teil waren die Karten über 80 Jahre alt. Deshalb wunderte es ihn nicht. Aber hin und wieder fand er in alten Veröffentlichungen ein oder zwei Nebensätze über einzelne Quarzgänge. Deutlich mehr Material gab es über die Erzvorkommen der Eifel und die Bergbautätigkeit.

Gerhard hatte Blut geleckt. Die nächsten Tage im Gelände brachten ein erstaunliches Ergebnis. Die neu entdeckte Störung war nicht die einzige dieser Art. In fast regelmäßigen Abständen traten immer wieder parallel verlaufende Verwerfungen auf, die die gleichen typischen Quarzgänge mit Vererzungen aufwiesen. Und immer wieder tauchten im Verlauf der Störungen alte Pinggen auf. Nur eine Sache fehlte noch. Gerhard suchte eine andere Richtung. Nach seinen Vorstellungen mussten viel größere Störungen in Ost-West-Richtung vorhanden sein, die eine große Bedeutung für die gesamte geologische Entwicklung der Eifel haben sollten. Es dauerte nicht lange, bis ihm ein merkwürdiger Zufall zu Hilfe kam.

In ihrem Haus am Rand von Köln hatte Gerhard sich ein kleines Arbeitszimmer eingerichtet, in dem er abends häufig über den Karten saß und Pläne für die nächsten Fahrten ins Gelände schmiedete. Die neuen Funde trug er regelmäßig aus der Geländekarte in eine Übersichtskarte ein, um langsam ein Verständnis für die großräumigen Verhältnisse zu bekommen.

Das Hauptproblem war Morpheus, der überall dabei sein musste und ständig auf der Suche nach Möglichkeiten war, Unfug anzustellen. Es war den Böhms nie klar geworden, wie es eigentlich angefangen hatte. Von einem bestimmten Tag an konnte der Kater Türen öffnen. Vielleicht hatte er es sich von seiner Mutter, einer kleinen wendigen Katzendame abgeschaut. Sie sprang auf die Klinke und drückte sie durch geschickte Gewichtsverlagerung nach unten, bis die Tür aufging. Morpheus war so groß, dass er bereits mit gestrecktem Körper die Klinke erreichen konnte. Das genügte allerdings nicht, um sie zu bewegen. Befand er sich auf der Seite der Tür, die sich nach innen öffnete, sprang er ein Stück hoch und hängte sich mit der einen Pfote auf die Achse der Türklinke. Danach zog er gelassen mit der anderen Pfote am Griff, und die Tür bewegte sich in die Richtung, in der die Katermasse hing. Besonders herzynfarktträchtig war seine Öffnungstechnik für Türen, die zur anderen Seite aufgingen. Dazu nahm er regelrecht Anlauf, dann folgte nahezu gleichzeitig Hochspringen, Einhängen und Drücken der Klinke. Mit großem Schwung krachte er gegen die Tür, die schlagartig aufflog. Besucher, die nicht vorgewarnt waren, fuhren regelmäßig senkrecht aus den Sesseln in die Höhe.

Außerdem schlich sich Morpheus häufig unbemerkt ins Arbeitszimmer. Er liebte Wärme und Menschnähe und besonders den Platz auf dem Schreibtisch unter der Lampe. Meistens bemerkte Gerhard ihn erst, wenn er auf den Tisch gesprungen war, doch dann war es bereits zu spät. Im nächsten Moment hatte sich der Kater direkt vor Gerhard auf die Karte gepflanzt und rekelte sich unter der Schreibtischlampe auf dem Papier. Ihn einfach wegzunehmen wäre der größte Fehler, den Gerhard machen konnte. Wenn er die Hände um sein dickes Fell

schloss und ihn anhob, krallte sich das Tier in die Karte und nahm sie reflexartig mit.

Noch schlimmer war es, wenn Gerhard die Karten auf dem Boden ausgebreitet hatte. Dann sprang der Kater mit wahrer Wollust auf das Papier, rutschte über die Karte und schob sie zu einem Faltengebirge zusammen. Mit dem restlichen Schwung ließ er sich auf die Seite fallen und ruderte so heftig mit Hinter- und Vorderpfoten, dass der gesamte Faltenberg als Papierkugel unter den dicken Bauch wanderte. Das waren die kritischen Momente, in denen Gerhard die Beherrschung verlieren konnte. Inzwischen hatte er aus den Erfahrungen gelernt und ließ die Tür zu seinem Arbeitszimmer nicht mehr offen stehen. Wenn Morpheus nun mit seiner Massenschwungtechnik ins Zimmer einbrach, hörte er es rechtzeitig und konnte Gegenmaßnahmen ergreifen. Leider ließ sich die Glastür nicht abschließen, was Gerhard oft bedauerte.

Am Wochenende saß er wieder über seinen Karten. Katrin murrte bereits, dass sie ihn abends gar nicht mehr zu Gesicht bekam. Aber er musste die Daten der letzten zwei Tage eintragen. Diesmal war er allein unterwegs gewesen, während Katrin in Köln mit Einkäufen und Arztbesuchen beschäftigt war. Gerade hatte er vier Geländekarten auf dem Boden aneinander gelegt, als er plötzlich ein menschliches Bedürfnis verspürte.

»Katrin!«, rief er die Treppe hinunter. »Ich muss ganz dringend aufs Klo. Pass bitte solange auf, dass Morpheus nicht in mein Zimmer geht!« Dann hetzte er ins Badezimmer. Er hörte die Antwort von Katrin nicht mehr, die ihn bat, noch einen Augenblick zu warten, weil sie zuerst das Essen aus dem Backofen nehmen musste.

Gerhard war eine ganze Weile gefesselt. Etwas, das er unterwegs in einer Gaststätte gegessen hatte, war nicht richtig auf seinen Magen abgestimmt gewesen. Als er sich die Hände wusch, hörte er Katrin laut schimpfen. Ihm schwante Böses. Mit nassen Händen eilte er in Richtung Arbeitszimmer.

Es war, als hätte er es geahnt. Katrin beugte sich über den Kater und versuchte, ein grün-weißes Papierknäuel aus dem

Griff seiner Pfoten zu befreien. Morpheus hatte seinen üblichen verschmitzten Katergesichtsausdruck aufgesetzt und hielt krampfhaft fest.

»Das darf doch wohl nicht wahr sein!«, schrie Gerhard in einer Lautstärke, dass der Kater sofort alles losließ, ruckartig auf die Beine sprang und wie ein Blitz an ihm vorbeischoß. Gerhard versuchte ihn zu packen, rutschte aber mit den nassen Händen an der beschleunigten Masse ab. Der nächste Griff ging zum Hausschuh. Wütend schleuderte er den Pantoffel aus der Hüfte dem flüchtenden Untier hinterher. Doch er traf nur ein Trockengesteck auf dem Flur. Zum Glück war die Vase nicht viel wert.

Jetzt waren alle Zutaten für einen handfesten Ehekrach beisammen. Als verstärkender Faktor erwies sich die Erkenntnis, dass Teile der in die Geländekarte eingetragenen Informationen zerstört waren und Gerhard sich in seinem Zorn nicht mehr genau an alle Daten erinnern konnte oder wollte.

Morpheus war in der griechischen Mythologie der Gott der Träume. Morpheus Böhm entwickelte immer mehr Ähnlichkeit mit einem Gott der Alpträume.

In diesem Moment ging die Tür. »Hallo! Ich bin's!«

Susanna war nach Hause gekommen. Sie trat in den Flur und starrte auf die Bescherung. »Was ist denn hier los?« Fragend schaute sie Gerhard an, der gerade aus seinem Zimmer kam, in der Hand das grün-weiße Kartenknäuel. Susanna machte auf dem Absatz kehrt und steuerte ihr Zimmer an. »Hab schon verstanden! Will gar nichts mehr wissen.« Und weg war sie.

Katrin war klar, dass es eine Weile dauern würde, bis sich Gerhard wieder beruhigt hatte. Sie ließ ihn an diesem Abend in Ruhe und ging ausnahmsweise etwas früher ins Bett.

Ein leichtes Knistern ließ Gerhard mitten in der Nacht wach werden. Es war 3.20 Uhr. Durch das Fenster drang ein schwacher Schein von der nächtlichen Lichtglocke über Köln in das Zimmer. Das merkwürdige Geräusch schien aus einer Zimmerecke zu kommen, wanderte in den Kleiderschrank, verstärkte sich zu einem merkwürdigen Knarzen und erfasste das Ehe-

bett. Gleichzeitig dröhnte ein tiefes Brummen durch den Raum. Bereits beim ersten Knacken war Gerhard wie elektrisiert aufgesprungen. Als das Bett heftig wackelte, stand er bereits an der Balkontür und suchte mit zitterigen Fingern den Schlüssel.

»Ein Erdbeben!«, rief er. »Schnell zur Tür!«

»Was rüttelst du so am Bett? Und was ist das für ein Lärm?«, kam es schlaftrunken von Katrin. Erst dann bekam sie mit, dass das ganze Haus zitterte. »Erdbeben? Ist das wirklich ein Erdbeben? Das gibt es hier doch gar nicht!«

Es war für beide das erste Mal, dass sie es hautnah erlebten.

Wenige Sekunden später war der Spuk vorbei. Gerhard stand immer noch an der Tür und suchte den Schlüssel.

»Mann, das hat mich aber kalt erwischt!« Gerhard versuchte sich zu beruhigen. »Ich konnte die ganze Nacht nicht richtig schlafen. Ich habe ständig Bilder von Störungen, Beben und Vulkanen im Kopf gewälzt. Und jetzt so etwas!«

»Typisch. Du konntest wieder mal nicht richtig abschalten, was?«

»Nein, nicht nach diesem Abend. Mir war sofort klar, dass das ein Erdbeben ist. Ich konnte sogar hören, aus welcher Richtung es kam. Direkt aus Westen. Mach das Radio an, vielleicht bringen sie schon etwas darüber. Ich schaue mal nach, ob irgendwelche Risse im Haus zu sehen sind.«

Gerhard machte einen Rundgang durch die Zimmer. Susanna rekelte sich unruhig in ihrem Bett. Offenbar hatte sie alles verschlafen. An den Fensterstürzen und im Treppenhaus schienen sich alte Risse vergrößert zu haben. Gerhard beschloss, die genauere Untersuchung auf den nächsten Tag zu verschieben.

Als er wieder zu Katrin ins Bett kroch, kam die erste Meldung. Der Sprecher berichtete von einem deutlich spürbaren Beben, dessen Zentrum vermutlich im Oberrheingraben lag und nur kleinere Schäden verursacht hatte.

»So ein Blödsinn!«, erregte sich Gerhard. »Das kann auf keinen Fall der Grund sein.«

»Wie kann es hier überhaupt so starke Beben geben?« Katrin gähnte und drehte sich auf die Seite.

»Diese Gegend ist eben tektonisch aktiver, als wir bisher angenommen haben.«

Gespannt warteten sie auf die Nachrichten um 3.30 Uhr. Das Beben war nun das wichtigste Thema. Inzwischen hatte man auch das Zentrum ermittelt. Es lag südwestlich von Aachen im Hohen Venn und hatte immerhin eine Stärke von 5,9 auf der Richterskala erreicht. Über Verletzte oder Schäden an Gebäuden konnten noch keine genauen Angaben gemacht werden. Aber die Sache schien sich in Grenzen zu halten.

»Also habe ich mich doch nicht getäuscht.«

»Und? Gibt es Risse im Haus, oder müssen wir sogar ausziehen?«

»Ach, so kräftig war das Beben hier zum Glück nicht mehr. Aber ein paar leichte Schäden sind schon zu sehen, besonders die Treppe hat es erwischt. Aber das schaue ich mir morgen in Ruhe an.«

»Kann es noch zu Nachbeben kommen?«

»Klar, aber die sind meistens nicht mehr so stark.«

»Sollten wir vielleicht Marcello anrufen? In Aachen war es sicher deutlich heftiger.«

»Um diese Uhrzeit? Andererseits dürfte er auf jeden Fall wach geworden sein.« Gerhard griff nach dem Telefon und drückte die eingespeicherte Nummer. Marcello brauchte eine Weile, bis er am Apparat war.

»Hallo, wie sieht es bei euch aus? ... Wie bitte?« Gerhard verzog das Gesicht zu einem leichten Grinsen.

»Na, dann noch viel Spaß!« Gerhard legte auf und drehte sich amüsiert zu Katrin um.

»Nun spann mich nicht auf die Folter. Was ist passiert?«

»Marcello hat einen Freund zu Besuch.«

»Und?«

»Er hat auf dem Boden geschlafen, genau vor dem Aquarium.«

»Ich ahne es.«

»Genau! Die sind gerade fleißig dabei, die Bude aufzuwischen und den Schlafsack trocken zu legen.«

»Kaum zu glauben, dass so etwas urplötzlich passieren kann.«

»So etwas kommt halt vor. Jetzt möchte ich doch noch etwas schlafen. Gute Nacht«, brummelte Gerhard, drehte sich auf die Seite und zog sich das Kissen über den Kopf.

Am nächsten Morgen war der Streit vom Vorabend vergessen. Auch Morpheus hatte längst kein schlechtes Gewissen mehr. Das war an seinen halb zusammengekniffenen Augen bei gleichzeitig leicht nach hinten gedrehten Ohren zu erkennen, während er auf spitzen Pfoten etwas hektisch durch den Raum trippelte. Nachdem er sein gewohntes Futter bekommen hatte, war er wieder ganz der Alte. Vom Erdbeben schien der Kater nicht beeindruckt worden zu sein.

Richtig ausgeschlafen fühlte sich keiner der Böhms. Trotzdem war Gerhard leicht aufgekratzt. So früh wie möglich wollte er mit seinem Kollegen aus der Geophysik sprechen. Der konnte ihm vielleicht schon sagen, um welche Art von Beben es sich handelte. Gerhard witterte eine große Chance, mit diesem tektonischen Ereignis endlich die lang erhoffte Schlüsselinformation für die weiteren Untersuchungen in der Eifel zu bekommen.

Am frühen Vormittag war es so weit. Die ersten vorläufigen Berechnungen seiner Kollegen lagen vor.

»Und? War es ein Abschiebungsbeben oder ein Seitenverschiebungsbeben?«, fragte Gerhard ungeduldig am Telefon. Er hatte Arne Schäfer in der Erdbebenstation Bensberg auf seinem Privathandy angerufen. Die offizielle Leitung war den ganzen Morgen lang durch Anfragen von Presse und Privatleuten blockiert.

»Nach den ersten Abschätzungen war es eine Kombination von beiden«, sagte Arne. »Wobei die Seitenverschiebung einen etwas größeren Anteil hat.«

»In welcher Richtung?«

»Das lässt sich natürlich noch nicht ganz genau sagen, aber ich würde es ungefähr auf Ost-West oder Nord-Süd eingrenzen.«

»Endlich!«, entfuhr es Gerhard.

»Es ist mir allerdings ein Rätsel, zu welcher Störung das Beben gehören soll. In dieser Region ist mir keine bekannt.«

»Ich werde sie dir demnächst liefern. Ruft mich an, sobald ihr die genaue Lage des Herdzentruns und die Richtung habt. Das könnte mir sehr helfen.«

Gerhard versprach, einen Kasten Kölsch auszugeben, wenn er mit Arnes Hilfe die Störung fand, und meldete sich zu einem Besuch an, um seine neuesten Erkenntnisse vorzustellen.

Am Abend klingelte dann das Telefon. Gerhard wollte gerade das Institut verlassen. Es war Arne.

»Es hat ein bisschen gedauert, aber dafür haben wir jetzt eine recht genaue Lagebestimmung.« Er gab die Koordinaten des Bebenzentrums durch.

»Und die Richtung der Seitenverschiebung?«

»Du weißt ja, bei dieser Methode gibt es immer zwei Möglichkeiten. Du als Geologe müsstest mir dann sagen, welche die wahrscheinlichere ist.«

»Ist klar. Sag an.«

»Die eine Richtung ist etwa Nord-Süd und die andere Ost-West, fast im rechten Winkel dazu. Aber nicht ganz genau, sondern leicht nach Süd gedreht.«

»Hervorragend, das habe ich gebraucht! Besten Dank! Vielleicht gibt es demnächst was Flüssiges.«

Gerhard packte eilig die Geräte für den Geländeeinsatz ein und fuhr nach Hause.

»Katrin!«, rief er, sobald er durch die Haustür getreten war.

»Erst einmal guten Abend.« Sie ging zu Gerhard und gab ihm einen Kuss. »Was gibt es denn so Dringendes?«

»Pack deine Sachen für morgen ein. Wir fahren raus. Könntest du Abendbrot machen? Ich muss noch etwas in der Karte nachschauen.«

Gerhard stürmte nach oben in sein Arbeitszimmer und suchte die Karten vom Aachener Gebiet bis zum Rhein aus seiner Sammlung heraus.

Gespannt trug er die Koordinaten, die Arne ihm genannt hatte, in die Karte ein. Dann legte er ein langes Lineal an den

Punkt und drehte es langsam aus der Ost-West-Richtung nach Süden. Der Drehpunkt war das Bebenzentrum. Entlang der immer wieder neu entstehenden Linien suchte er nach Auffälligkeiten in der Karte. Nach einer halben Stunde hatte er sich festgelegt. Der Vergleich mit den geologischen Karten ließ nur einen Verlauf zu, der keine Widersprüche aufwies. Aber das, was Gerhard viel mehr faszinierte, war der Übergang der vermuteten Störung in das Neuwieder Becken weit im Osten des Bebengebietes.

Katrin hatte ihn schon zweimal zum Abendessen gerufen. Nun rief er sie zu sich ins Arbeitszimmer.

»Schau mal, wohin die vermutete Störung in östlicher Richtung führt, wenn ich die Bebenfläche verlängere.«

»Ich fürchte, das wird mein laienhaftes Auge erst erkennen, wenn Herr Professor eine genauere Erklärung abgegeben hat.«

Gerhard war viel zu aufgeregt, um auf Katrins Ironie einzugehen. »Du kennst doch den Rheinübergang vom Neuwieder Becken bei Koblenz in das Tal nördlich davon.«

»Das müsste ein Stück südlich von Brohl sein, wo wir zusammen im Gelände waren.«

»Genau! Da gibt es einen Basaltvulkan, der vor fünfzig- oder hunderttausend Jahren noch aktiv war. Seine Lava ist damals auf einem Flussniveau in den Rhein gelaufen, das nicht viel höher lag als das heutige.«

»Das heißt, dass das Tal schon damals fast bis auf diese Höhe eingeschnitten war?«

»Exakt. Es muss die unterste Mittelterrasse gewesen sein. Aber die spannende Frage ist jetzt, ob wir im Gelände eine Störung finden, die darauf zuläuft.«

»Und wenn wir sie finden?«

»Dann werde ich mir den Vulkan mit ganz anderen Augen ansehen. Ich glaube, wir sollten heute ein bisschen feiern. Irgendwie ist mir danach zumute. Was gibt es zu essen?«

»Ich habe die selbstgebackene Pizza aufgetaut. Marcello hat vorhin angerufen. Er will wegen irgendwelcher Unterlagen vorbeikommen und hat sich gleich ein Stück bestellt.«

»Wahrscheinlich sollen wir ihn über das feuchte Beben hinwegtrösten. Gut, dann trinken wir heute den Rioja.«

»Den uns Pedro geschenkt hat?«

»*Exacto!* Der passt bestimmt ausgezeichnet dazu.«

Gerhard rief sich genüsslich den Geschmack des Weines in Erinnerung, den er durch seinen spanischen Freund kennen und schätzen gelernt hatte. Hinzu kam ein immer stärker werdendes Hungergefühl, das die Vorfreude auf das Essen steigerte. In dieser Stimmung spürte er, fast unbewusst, den Hauch einer unbestimmten Vorahnung, aber so schwach und tief im Untergrund, dass es ihm mühelos gelang, ihn während des Abends mit Katrin und Marcello aus seinen Gedanken zu verdrängen.

Der nächste Tag begann für die Böhms sehr früh. Gerhard wollte noch vor dem Berufsverkehr den Kölner Ring hinter sich lassen. Zum Glück sollte es den Tag über trocken bleiben – beste Voraussetzungen für das Programm, das er sich vorgenommen hatte. Als Erstes brauchte er tiefe Taleinschnitte, die die mögliche Störung querten, möglichst in großem Winkel. Sein Ziel war deshalb das Ahrtal bei Dernau, westlich von Bad Neuenahr. Doch zuvor musste er zwei neue Diplomanden an einer Bushaltestelle einladen. Er hatte Silja und Lutz, die nur noch eine Diplomarbeit für ihren Studienabschluss brauchten, angeboten, über die Störungen zu arbeiten. Diese Exkursion war eine gute Gelegenheit, die Problematik im Gelände kennen zu lernen.

»Na, schon wach?«, empfing Gerhard die beiden. »Das sind ja eigentlich keine Studentenzeiten.«

»Geht schon«, murmelten sie und begrüßten Katrin.

»Bei diesen Verkehrsverhältnissen müssten wir mit einer guten halben Stunde Fahrt hinkommen«, erklärte Gerhard, als er auf die Autobahn fuhr. »Ich werde die Zeit nutzen, um Ihnen schon einiges über die Situation zu erzählen.«

»Gut, dann schlafen wir nicht gleich wieder ein.« Silja richtete sich auf und rieb sich die Augen.

Gerhard fasste die bisherigen Geländeergebnisse kurz zusam-

men und erklärte seine weiteren Pläne. Katrin nutzte die Gelegenheit, die Diskussion des ersten Tages mit Gerhard im Gelände fortzusetzen.

»Du hast mir doch neulich einiges über die Basalte erzählt. Von den Schmelzen, die aus mindestens fünfzig Kilometern Tiefe aufsteigen sollen.«

»Ja. Worauf willst du hinaus?«

»Heißt das, alle Vulkanberge, die ich in der Eifel kenne, sind aus dieser Tiefe versorgt worden?«

»Nicht alle, aber die meisten.« Gerhard nahm das Thema dankbar auf und wandte sich gleichzeitig an Silja und Lutz. »Das Schiefergebirge ist schon seit vierzig Millionen Jahren aktiv. Im Laufe der jüngeren Erdgeschichte sind in der Eifel, im Siebengebirge und im Westerwald immer wieder Vulkane ausgebrochen. Die letzten vor wenigen zehntausend Jahren, zum Beispiel einer, der direkt am Rhein liegt und der mich seit gestern besonders interessiert.«

»Dann streng dich an, damit du vielleicht den nächsten Ausbruch vorhersagen kannst.« Katrin drehte sich lachend zu Silja und Lutz um.

»Ach, das wäre schon phantastisch, wenn das so einfach ginge«, fuhr Gerhard unbeirrt fort. »Aber nach dieser langen Ruhephase lässt sich ein Ausbruch erst vorhersagen, wenn es eindeutige Anzeichen gibt.«

»Was wären das für Anzeichen?«, fragte Silja.

»Gehäuft auftretende Erdbeben, die durch den Aufstieg der Schmelze ausgelöst werden, starke Gasaustritte mit bestimmten Zusammensetzungen und ein paar andere Dinge, die man mit geophysikalischen Messgeräten feststellen kann.«

»Das geht doch sicher nur sehr kurzfristig.«

»Klar. Eine langfristige Vorausbestimmung des Ausbruchszeitpunkts ist einfach unmöglich. Das wäre genauso unseriös wie der Versuch, das Wetter für Donnerstag, den 4. April in drei Jahren vorherzusagen.«

»Das wäre tatsächlich etwas gewagt.«

»Aber für die Eifel kann man langfristig relativ sicher vorher-

sagen, dass es wieder einen Ausbruch geben wird. Die Verhältnisse im Erdmantel sprechen dafür. Nur wann genau und wo das sein wird, lässt sich nicht prophezeien.«

»Und das könnt ihr auch mit all euren teuren Messgeräten nicht genauer eingrenzen?«

»Nein, so weit sind wir noch nicht. Die Stellen im Mantel, wo sich zurzeit Magmen befinden könnten, sind kaum oder nur mit sehr großem Aufwand zu finden.«

»Und wie ist es mit dem Laacher See?«, fragte Lutz. »Der soll doch eine riesige Magmakammer gehabt haben. So etwas müsste man doch orten können.«

»Das ist alles nicht so einfach, wie es in den Modellen dargestellt wird.«

»Du hast gesagt, dass die basaltische Schmelze beim Laacher See einen Zwischenstopp in der Kruste eingelegt hat.« Katrin machte es großen Spaß, endlich mitdiskutieren zu können.

»Genau. Und da kamst du mit dem Hinweis, dass sie gerostet ist.«

»Das ist etwas, das ich mir nie richtig vorstellen konnte«, sagte Lutz. »Wieso kommt die Schmelze an manchen Stellen sofort an die Oberfläche, während sie anderswo im Untergrund bleibt?«

»Unter dem Laacher See hat sich eine Magmakammer gebildet, die von einer Basaltschmelze oder etwas Ähnlichem ausgefüllt wurde«, erklärte Gerhard. »Aber solche Kammern waren vorher nicht etwa Hohlräume in der Kruste, sondern Bereiche, die unter starker Zugspannung stehen, sodass sie auseinander gehen, wenn das Magma kommt. Der entstehende Raum wird sofort wieder ausgefüllt.«

»Und woher kommt diese Zugspannung?«

»Zum Beispiel durch eine Seitenverschiebung an dieser Stelle. Das habe ich meiner Frau neulich genau wie Ihnen in der Vorlesung mit den Händen erklärt. Mit den kleinen Kanälen, die sich bei der Verschiebung bilden. In der Kruste können an gewellten Störungen auch größere Bereiche extrem gedehnt und mit Magma ausgefüllt werden.«

»Trotzdem kann ich mir das immer noch nicht so ganz vorstellen.«

»Aber Sie können sich vorstellen, einen Gartenschlauch in der Hand zu haben und ihn senkrecht in die Luft zu halten.«

»Klar.«

»Oben sprudelt fleißig das Wasser raus, und irgendwo weiter unten ist der Schlauch weich geworden, aus irgendeinem Grund. Können Sie sich vorstellen, was jetzt passiert.«

»Es bildet sich eine dicke Blase, bis sie platzt.«

»Ähnlich ist es bei einer Magmakammer. Nur dass die nach oben platzt, weil sich Gas ansammelt, das irgendwann explodiert.«

»Wie beim Ausbruch des Laacher Sees?«

»Genau. Der eigentliche Vulkan des Laacher Sees ist übrigens gar nicht mehr da, weil er weggesprengt wurde. Anschließend ist noch die Kruste über der Magmakammer eingebrochen, weil daraus mindestens fünf Kubikkilometer Schmelze ausgeworfen wurden. Dadurch ist dieser Kessel entstanden, den man Caldera nennt. Die Senke hat sich dann allmählich mit Regenwasser gefüllt.«

»Der Laacher See ist also kein Maar?«

»Nein, eben nicht, sondern eine Caldera, ein Einbruchkessel!«

Sie fuhren inzwischen auf der Straße, die nach Dernau direkt ins Ahrtal führte. Der Übergang von der Hochfläche zum steilen Taleinschnitt gab eine beeindruckende Aussicht auf den Flusslauf frei. Die Ahr bog bei Dernau fast im rechten Winkel von Nord-Süd nach Ost-West um. Die unteren Talhänge waren mit abenteuerlich steilen Weingärten ausgekleidet. Erst die oberen Lagen, die für einen Weinbau zu kalt waren, wurden durchgehend von Buschwerk und Laubbäumen eingenommen. Die Schuttmassen an den Weinhängen erlaubten den Geologen einen schnellen Einblick in die darunter anstehenden Gesteine.

Es gab zwei Gründe, warum Gerhard sich für diesen Tag die Umgebung von Dernau vorgenommen hatte. Zum einen querte die Linie, die er in die Karte eingezeichnet hatte, den Talanschnitt in einem passenden Winkel. Ein weiterer Grund für die

Wahl des Ahrtales war Morpheus. Die von ihm vernichteten Daten der anderen Störungsrichtung hatte Gerhard in der Nähe von Dernau aufgenommen, und nun wollte er diese Erkundung wiederholen.

Er versuchte, so dicht wie möglich an den vermuteten Störungsdurchgang heranzukommen, und hielt schließlich mitten in einem Weinberg an.

»Nach der sicherlich dringend nötigen Pinkelpause gebe ich eine Einführung in das Gebiet. Für die Damen befindet sich da hinten ausreichend Gebüsch.«

»Danke für die freundliche Rücksichtnahme«, brummte Katrin. Sie hatte sich immer noch nicht an den Ton gewöhnt, den er bei Exkursionen anschlug.

Als sie zurückkam, studierte Gerhard bereits die Karten. Sie baute sich neben ihm auf und hielt ihm einen Quarzblock hin.

»Suchst du nicht so etwas?«

»Das ist ja ein Ding!«, staunte Gerhard. »Wo hast du den denn gefunden?«

»Im Gebüsch da hinten.«

»Letzte Woche habe ich da oben am Hang, aber viel weiter rechts, die andere Störung entdeckt. Von dort kann der Block eigentlich nicht stammen.«

»Vielleicht ist er von einem Winzer verschleppt worden«, sagte Lutz, der ebenfalls die Erleichterungspause beendet hatte.

»Aber dort drüben gibt es jede Menge davon.« Auch Silja hatte einen Brocken mitgebracht.

»Der ist hoffentlich trocken«, sagte Lutz grinsend.

Katrin schaute Silja kopfschüttelnd an. »Ich glaube, ich werde mich noch an einiges gewöhnen müssen.«

Gerhard legte ein Lineal auf die Karte und probierte verschiedene Winkel aus.

»Vielleicht ist die Stelle da oben gar keine von deinen bisherigen Störungen, sondern eine Ost-West-Richtung. Oder sogar eine Kreuzung von beidem«, überlegte Katrin.

»Wenn das stimmt, nehme ich alles zurück, was ich gegen Morpheus und dich gesagt oder auch nur gedacht habe.«

Gerhard teilte die Gruppe auf, damit sie einzeln den gesamten Hang absuchen konnten. Lutz und Silja hatten schnell die Zusammenhänge begriffen und waren überzeugt, die richtigen Gesteine zu erkennen. Zu viert erklimmen sie den Weinberg und den oberen Grüngürtel. Als sie sich noch ein Stück höher auf einem Feldweg trafen, war die Sache eindeutig. Alle hatten Hinweise auf die Störung gefunden, und Gerhard konnte bereits die grobe Richtung in die Karte eintragen.

»Könnten Sie vielleicht den Bus herausholen?«, fragte er die Diplomanden. »In der Zwischenzeit werden wir uns hier im Wald die Fortsetzung nach Westen anschauen.«

Als die beiden hinter der Kante verschwunden waren, stießen Gerhard und Katrin ins Gebüsch vor. Nach fünfzig Metern fanden sie die ersten großen Quarzblöcke.

»Volltreffer! Es hat sich gelohnt, sich hier noch einmal umzusehen.«

»Schau mal, die vielen Ameisenhaufen da hinten!« Katrin zeigte in die Richtung, in der sie die Störung vermuteten.

»Das hatten wir doch schon mal.«

»Ja, unten am Hang zum Brohltal.«

»Ich habe den Bus gehört. Lass uns zurückgehen.«

Zu viert berieten sie über die Punkte, die sie als Nächstes anfahren wollten. Sie lagen zwischen Dernau und dem Rheintal, teilweise mitten im Wald. Bereits am ersten Punkt wurde klar, dass sie auf der richtigen Spur waren. Jedes Mal zeigte sich das gleiche Bild, eine Häufung von Quarzblöcken mit Vererzungen und Grabungsspuren früher Vorfahren.

An diesem Tag konnten sie die erste Ost-West-Störung über mehrere Kilometer festlegen. Gerhard war äußerst zufrieden. Dass sich die Sache so eindeutig nachweisen ließ, hatte er nicht erwartet.

»Leute, wir haben sie. Morgen muss ich einen Kasten Kölsch kaufen.«

»Für wen?«, wollte Katrin wissen.

»Für Arne. Er ist schuld – und natürlich das Beben –, dass ich überhaupt auf den richtigen Trichter gekommen bin.«

»Dann musst du auch Morpheus einen ausgeben. Früher oder später hättest du die von ihm vernichteten Daten noch einmal aufgenommen. Spätestens dann wäre dir die Störung bei Dernau aufgefallen.«

»Da ist was dran. Also werde ich mir auch mit dem Kater einen Kater antrinken.«

In den nächsten Tagen fuhr Gerhard abwechselnd mit den Diplomanden und mit Katrin in die Eifel. Die Arbeiten waren außergewöhnlich erfolgreich. Es war wie mit einem Puzzle, bei dem die ersten Teile zusammenpassten und die Struktur erkennbar wurde. Die erstaunlichste Eigenschaft der neu entdeckten Störung in Ost-West-Richtung war der unbeirrbar geradlinige Verlauf. Damit war es nur eine Frage der Zeit, bis sie weitere, parallele Störungen im Süden finden würden. Dort lag der Laacher See, der nach Gerhards Überzeugung etwas mit dieser neuen Störungsrichtung zu tun haben musste. In der näheren Umgebung des Einbruchkessels überdeckten die jungen Vulkanaschen alle Hinweise, aber weiter entfernt musste es Hinweise geben, aus denen der Verlauf vielleicht zu ermittelt war.

Eine Woche nach dem Fund der ersten Ost-West-Störung waren Gerhard und Katrin wieder im Gebiet des Laacher Sees. Weit im Westen außerhalb der mächtigen jungen Vulkanascheschichten hatten sie vier Stellen mit Quarzgängen gefunden, die ebenfalls genau auf einer Linie lagen.

Der Wetterbericht verhieß nichts Gutes für diesen Tag. Gegen Mittag zogen dichte Wolken auf und ließen die ersten starken Schauer auf die Eifel niederprasseln. Nicht weit vom letzten Fundpunkt am Waldrand in der Nähe des Örtchens Spessart stand eine halb verfallene Schutzhütte, in die sich die beiden flüchteten.

»Ich werde die Gelegenheit nutzen und die Punkte sauber in die Karte eintragen.« Gerhard setzte sich an einen vermoosten Holztisch und breitete das Messtischblatt aus.

»Sogar hier neben der Hütte ist ein großer Ameisenhügel«,

sagte Katrin, die am kleinen Fenster stand und in den Regen hinausschaute. »Die blöden Viecher haben genau unter der Dachtraufe gebaut. Jetzt läuft denen das ganze Wasser auf die eine Hälfte des Hügels.«

»Dafür bleibt die andere trocken. Vielleicht mittelt sich das weg. – Gib mir doch bitte aus deinem Rucksack die fünfzigtausender Übersichtskarte Bad Neuenahr-Ahrweiler und das lange Lineal. Ich muss unbedingt wissen, wohin die Verlängerung läuft.«

Katrin schaute zu, wie Gerhard die Punkte in die Karte eintrug und sie mit dem Lineal verband. Weiter in Richtung Osten fuhr der Bleistift südlich an Brenk vorbei, streifte die Caldera des Wehrer Kessels und querte das südliche Drittel des Laacher Sees. Der Strich traf am östlichen Rand des Sees genau auf die Zacke mit dem kleinen Randvulkan. Dort lag das Kulturdenkmal Alte Burg.

Gerhard piffte durch die Zähne und drehte sich zu Katrin um. Mit ernster Miene sah er sie an. Nervös schlug er mit dem Lineal in die offene linke Hand.

»Jetzt wird mir etwas flau in der Magengegend. Weißt du, was wir da gefunden haben?«

»Inzwischen bin ich so weit drin, dass ich es mir denken kann.«

»An dieser Linie liegen die großen Ausbruchszentren der letzten Vulkantätigkeit.« Gerhard machte bewusst eine Pause. »Und nach Osten in Richtung Rhein werden sie immer jünger.«

Es schüttete so stark, dass sie beschlossen, bis zur nächsten Regenpause unter dem Dach zu bleiben. Katrin schaute durch die Fensteröffnung auf den Ameisenhaufen. Das Wasser rann in einem kräftigen Strahl von der vorderen Dachkante direkt auf den Rand des Nestes. Immer mehr Ästchen und Nadeln wurden weggeschwemmt. Ameisen, die sich an die Stöckchen klammerten, wurden mitgerissen. Der ganze Haufen schien in Aufregung. Ein scheinbar chaotisches Treiben entwickelte sich auf der Hügeloberfläche.

»Wahnsinn!« Katrin war regelrecht entsetzt. »Die kleinen Kerlchen haben gegen so ein bisschen Wasser fast keine Chance. Bin ich froh, dass wir eine besser angepasste Größe haben.«

»Das sind keine Kerlchen, das sind alles Arbeiterinnen. Und was die Chancen betrifft, geht es uns oft genauso. Manchmal ist auch der Mensch völlig machtlos gegen Überschwemmungen, wenn es richtig dick kommt.«

»Ja, aber ganz hilflos sind wir in der Masse nicht. In den meisten Fällen gibt es Hilfe durch Boote oder Hubschrauber oder was auch immer.«

»Und auch genügend Opfer. Denk an die vielen Schlammströme oder die Tsunamis. Aber du hast Recht, das sind immer Ausnahmesituationen. Die Ameisen müssen bei jedem größeren Regen mit diesen Widrigkeiten kämpfen.«

»Zumindest die hier unter dem Dach. Mich wundert nur, dass sie das Problem nicht erkennen und den Haufen um einen halben Meter versetzen. Die arbeiten doch sowieso ständig an ihrem Bau.«

»Das muss wohl daran liegen, dass dieser Standort trotz regelmäßiger Katastrophen einen Vorteil bietet, der die Verluste mehr als ausgleicht. Sonst wäre er schon längst eingegangen. Vermutlich hat er schon einige Jahre auf dem Buckel – beziehungsweise Hügel. Aber frag mich nicht, worin dieser Vorteil liegen könnte.«

»Merkwürdig ... Ich glaube, der Regen hat etwas nachgelassen.«

»Ja, lass uns zum Auto zurückgehen. Ich finde, für heute haben wir genug getan. Wir sollten direkt nach Köln fahren. Bei dem Wetter werden wir ohnehin nicht mehr viel erreichen.«

Das Programm für die nächsten Wochen stand fest. Der Vorlesungsbetrieb des Sommersemesters hatte begonnen, und die Tage, an denen sich Gerhard ins Gelände absetzen konnte, waren gezählt. Lutz und Silja hatte er die Aufgabe gestellt, den nördlichen Teil der Eifel an der Ahr auf weitere Störungen zu untersuchen. Die Laacher-See-Störung weiter im Süden ließ

Gerhard keine Ruhe. Den Kasten Kölsch hatte er inzwischen bei Arne Schäfer abgeliefert und in einer größeren Runde verköstigt, nicht ohne seine neuesten Erkenntnisse zur jüngeren Tektonik der Eifel zu präsentieren. Gleichzeitig hatte Gerhard von einer Häufung von Mikrobeben bei Plaidt erfahren, einem Ort im Neuwieder Becken südöstlich des Laacher Sees. Diese nicht spürbaren Beben waren erst in letzter Zeit aufgetreten. Auffällig war, dass das kleine Bebenzentrum genau an der konstruierten Linie lag, die er Laacher-See-Störung nannte.

Das musste reichen, um einen Antrag auf Forschungsförderung zu stellen. Für das große Projekt, das Gerhard im Kopf hatte, war der Einsatz mehrerer Doktoranden notwendig. Nur mit Diplomanden war er nicht in der Lage, das gesamte Gebiet der Eifel und des Westerwaldes zu erforschen, es sei denn, er nahm sich dafür mehrere Jahrzehnte Zeit. Was fehlte, war eine moderne Bearbeitung des gesamten Raumes, unter Berücksichtigung der Zusammenhänge zwischen junger Tektonik, Erdbeben-tätigkeit und Vulkanismus. Außerdem erwiesen sich die ständigen Geländeeinsätze als recht kostspielig für ihn. Bereits jetzt musste er tricksen, um wenigsten die Dieselskosten für den Bus der Abteilung bezahlen zu können. Hinzu kamen die vielen Landkarten, Luftbilder und Lizenzen für Computerkarten. Die Übernachtungskosten trug er ohnehin schon privat, weil Katrin ab und zu dabei war.

Als Gerhard sich Mitte April eines Abends an seinen Schreibtisch setzte und den ersten Entwurf für einen Förderungsantrag niederschrieb, ahnte er nicht im Geringsten, welche Aktualität seine Forschung in gar nicht ferner Zukunft bekommen würde.

DIE NÄCHSTEN MONATE WAREN VOLL gepackt mit Vorlesungen, Hochschulverpflichtungen, Vorträgen und einzelnen Tagen im Gelände. Häufig dienten die Exkursionen dazu, Lutz und Silja zu betreuen, die viele Erkenntnisse über neue Störungen zusammentrugen. Mit ihrer Hilfe wurde allmählich ein System sichtbar, das offenbar über ein viel größeres Gebiet ausgedehnt war, als Gerhard vermutet hatte. Es gab eine eindeutige Fortsetzung über den Mittelrhein bis in den Westerwald. Gelegentlich äußerte er den Verdacht, dass sich die Störungen vielleicht sogar bis in den Harz oder den Bayerischen Wald erstrecken könnten. Genau das wollte er nach Bewilligung des Forschungsprojektes überprüfen. Eine faszinierende Überlegung war, ob vielleicht schon die Römer und Germanen dieses System erkannt hatten. Zu häufig trafen sie auf alte Bergbauspuren, die durch ganz bestimmte Abbautechniken gekennzeichnet waren. Das Netz der römischen Bergbautätigkeit stimmte fast genau mit dem überein, was die noch unvollständige Erfassung der Störungen erbracht hatte.

Im November schlossen die Diplomanden die Geländearbeiten ab und begannen, ihre Diplomarbeit zu schreiben. Es wurde Februar, bis sie endlich die Zeugnisse in der Hand hielten. Jetzt hofften sie auf die Bewilligung des Forschungsantrages, den Gerhard gestellt hatte. Sie waren bestens mit der Materie vertraut, um eine umfangreiche Doktorarbeit über dieses Thema schreiben zu können. Aber das Begutachtungsverfahren zog sich in die Länge. Somit blieb ihnen nichts anderes übrig, als sich vorübergehend einen Nebenjob zu suchen.

Es war April, ein Jahr und einen Monat nach der ersten ge-

meinsamen Exkursion der Böhms. Gerhard hatte kurz entschlossen einen Geländetag eingeschoben und war mit Katrin in den Koblenzer Raum gefahren. Wieder gab es ein paar wichtige Fragen zu klären, die ihm abends beim Kartenstudium aufgefallen waren. Zu zweit suchten sie die Terrassenränder entlang des Rheintals nach auffälligen Gesteinen ab. Während Gerhard wieder eine Abkürzung durch ein Schlehengestrüpp nahm, entdeckte Katrin eine Bank an einem kleinen Wanderweg, der an der Felskante direkt oberhalb des Rheins verlief. Sofort ergriff sie die Gelegenheit, packte den Kaffee aus und rief Gerhard.

»Ich komme gleich«, hörte sie aus dem Gestrüpp. »Ich habe hier wieder einen Gang gefunden.« Gerhard schleppte einen großen Quarzbrocken an.

»Schau mal, wieder unsere typischen Erze im Quarz. Und auf dieser Seite hätten wir noch einen wunderschönen Harnisch.« Er drehte das schwere Stück einmal um die Längsachse.

»Ist der Gang anstehend?«

»Leider nicht. Dabei könnte ich eine vernünftige Messung von einem Harnisch gut gebrauchen.«

Gerhard legte seinen Rucksack ab und packte die Brote aus.

Die Bank war nach Süden auf die große Rheinschleife bei Boppard ausgerichtet. Es war der erste richtig warme Frühlingstag – ein Tag, der alle Sinne und jenes unbestimmte Gefühl einer Aufbruchstimmung weckte. Die Kirschen auf den Wiesen der Hauptterrasse hinter ihnen blühten in voller Pracht. Hier, etwas weiter unten, waren sie in ein Meer von Weißdorn-, Schlehen- und Wildkirschblüten eingehüllt. Die Duftmischung war einzigartig. Beide kannten diesen Duft des Frühlings aus ihrer Jugend, und jedes Mal brachte er bei ihnen eine ganz bestimmte Saite zum Schwingen.

»Meine Studenten würden jetzt sagen: Boh ey, das lässt sich ja kaum noch toppen!«

»Das geht aber auch etwas romantischer!«, entrüstete sich Katrin. »Die jungen Leute haben gar keinen Sinn mehr für solche einmaligen Naturschönheiten.«

»Doch, ich glaube schon. Sie wollen es nur nicht so gerne zugeben und versehen es mit einem persönlichen Anstrich. Damit es für sie besser verdaulich wird.«

»Vielleicht hast du Recht. Jedenfalls finde ich es immer wieder phantastisch, wie sehr man durch Gerüche aus der Kindheit geprägt wird. Mir fallen tausend Sachen von damals ein, wenn ich die Augen schließe und tief einatme.«

Aus dem Tal drangen die Geräusche der Autos, Bahnen und Schiffe abgeschwächt zu ihnen herauf. Gerhard drehte sich in die Längsrichtung der Bank und legte den Kopf auf Katrins Schoß.

»So kann man es aushalten. »Wenn ich jetzt eine Flasche Wein hätte, könnte ich mich so richtig abstürzen lassen.«

»Und ich dürfte dich anschließend nach Hause fahren. Das heben wir uns lieber für ein andermal auf.«

»Versprochen?«

»Großes Ehefrau-Ehrenwort. Wir merken uns diese Stelle. Notfalls trage ich sie in die Karte ein.«

Gerhard richtete sich mit einem wohligen Seufzer auf und zeigte auf die andere Rheinseite. »Da drüben, wo der Taleinschnitt im Wald sichtbar wird, dürfte sich der Quarzgang fortsetzen.«

Katrin nickte. »Schade, dass man auf den Luftfotos, die du mir gezeigt hast, so gut wie nichts davon sieht. Woran liegt das eigentlich?«

»An den unterschiedlichen Ausprägungen der Seitenverschiebungen. Mal ist das Gestein an der Störung sehr stark zerrieben, dann wird es von der Erosion tief ausgeräumt, mal ist Quarz in großen Mengen gebildet worden, sodass die Verwitterung in den langen Zeiträumen einen Bergrücken oder Quarzgang zurücklässt.«

»Ich muss sagen, dass ich das alles viel besser verstehe, seit du mich auf die Exkursionen mitnimmst.«

»Kein Wunder. Nicht umsonst meinte mein lieber alter Kollege aus Aachen immer, dass man Geologie nur im Gelände lernt. Wenn ich an die vielen Einzelheiten denke, die wir im Zusammenhang mit den Störungen entdeckt haben, muss ich sagen, dass er Recht hatte.«

»Ich kann mir auch nicht vorstellen, dass man all das in Vorlesungen oder aus Büchern lernen kann.«

»Stimmt«, sagte Gerhard und nahm Katrin in den Arm. »Hier in der freien Natur und in den Blütenduftwolken könnte man durchaus auf ganz andere Gedanken kommen.«

»Wir sind hier auf einem öffentlichen Wanderweg!«

»Na und? Wer könnte schon vorbeikommen?«

»Vielleicht die Wandervögel.«

»Weiß du auch, warum die so heißen?«

»Klar«, sagte Katrin und seufzte gelangweilt. »Weil sie wandern. Jedenfalls am Tag.«

»Apropos andere Gedanken ...« Gerhard fingerte mit der rechten Hand eine Übersichtskarte aus seinem Rucksack und studierte sie eine Weile nachdenklich. Seit einiger Zeit schwelte in seinem Unterbewusstsein etwas, das er bei der Geländebearbeitung immer wieder beobachtet hatte. Und nun drängte sich diese Beobachtung immer stärker in den Vordergrund.

»Ist dir schon mal aufgefallen, dass wir manchmal den ganzen Tag durch die Gegend laufen und so gut wie keinen Ameisenhaufen sehen? Und wenn wir eine Störung gefunden haben und durch das Gelände verfolgen, treten sie plötzlich in Massen auf.«

»Das Gleiche wollte ich dich auch schon fragen. Besonders deutlich war es südlich von Euskirchen. Da standen mindestens vierzig Nester auf der Störungszone. Oder bei Bad Neuenahr, auf der großen Quarzkuppe, wo sie sogar im tiefsten Wald gebaut haben.« Katrin musste plötzlich lachen. »Es liegt bestimmt nicht daran, dass sie so gerne quarzen.«

»Und die Erzverhüttung haben sie auch noch nicht entwickelt. Natürlich könnte es etwas mit den Mineralen zu tun haben, die dort vorkommen, aber die gibt es hier eigentlich überall, nur etwas sparsamer verteilt. Egal, was es ist, für den Bedarf der kleinen Ameisen müsste es allemal reichen.«

»Vielleicht nutzen sie etwas ganz anderes, das es nur in der Störungszone gibt.«

»Möglicherweise die winzigen Spalten, die in größere Tiefen führen, zum Beispiel als Wärmequelle im Winter. Wenn es rich-

tig kalt wird, steigt die wärmere Luft aus dem Erdinneren nach oben. Die Temperatur fällt hier manchmal auf minus zwanzig Grad unter Null. Da bringt ein Luftstrom von vielleicht plus vier bis sechs Grad schon einen Überlebensvorteil.«

»Dann hätten uns die Ameisen in der Nutzung der Geothermie einiges voraus.«

»Vielleicht nutzen sie auch ein Spurengas, um sich bestimmte chemische Verhältnisse zu schaffen. Manche Arten produzieren sogar Antibiotika, um eine Verpilzung der Bauten zu verhindern.«

»Heißt das, überall dort, wo Ameisenhögel stehen, sind auch Störungen?«, fragte Katrin zweifelnd.

»Ich weiß nicht. Wir werden ab jetzt verstärkt darauf achten.«

»Gilt das für alle Störungen?«

»Wenn meine Vermutung stimmt, dann nur für die, bei denen Öffnungen in große Tiefen auftreten. Und dafür kommt nur die Seitenverschiebung in Frage, die mit der senkrecht stehenden Verschiebungsfläche. Denk an deine Hände, die du gegeneinander verschoben hast.«

»Das leuchtet mir ein.«

»Abschiebungsflächen, auf denen ein Krustenblock nach unten rutscht, dürften dagegen kaum luftdurchlässig sein. Da wird eher alles abgedichtet. Stell dir deinen Hintern vor, wenn du eine Rutsche hinunterrutschst. Da passt auch nicht mehr viel dazwischen. Höchstens ein winziges Fürzchen.«

»Jetzt hör aber auf!« Katrin boxte ihm in die Seite.

Gerhard fand Gefallen an diesem Beispiel. »Und wenn du unten gelandet bist, war das ein imposanter Abgang, den man noch zweimal steigern kann.«

Katrin schaute ihn irritiert an. »Wie meinst du das?«

»Das ist das Erste, was man im Geologiestudium lernt – die Steigerung von imposant!«

»Jetzt verstehe ich gar nichts mehr.«

»Ganz einfach: im Po Sand, im Hintern Stein, im Arsch Gerölle.«

»Blödmann! Habt ihr an der Uni nichts Besseres gelernt?«

»Oh doch! Bei meinem Studium in Clausthal gab es da noch so einiges – zum Beispiel das Clausthaler Mitternachtsgeschrei.«

»Ach du Schande, als wenn ich das nicht kennen würde!«

»Am Ende des Geschreis folgt dann ›Der Steiger kommt‹, das alte Bergmanns- und Geologenlied.«

»Auch das kenne ich zur Genüge.«

»Auch die Spezialstrophen für jede Fachrichtung?«

»Ich glaube, nicht alle. Der Refrain geht doch: ›sein kreuz-brave Leut‹, die Geologen, Mineralogen und sonstigen Berufsgruppen.«

»Genau. Von den Geologen heißt es übrigens: ›... denn sie sammeln Ammoniten und verbreiten schlechte Sitten und saufen au-u-ch und sau-fen auch.« Gerhard hatte die Strophe mit seiner ungeübten Stimme mehr gekrächzt als gesungen.

»Lass es lieber, bevor es noch schlimmer wird! Nicht auszu-denken, wenn wir wirklich Wein getrunken hätten! Kommen wir lieber noch einmal auf die Störungen zurück. Was hat es nun mit den Seitenverschiebungen auf sich?«

»Also, durch die Seitenverschiebungen öffnet sich die Kruste bis in große Tiefen. Sollte sich der Zusammenhang mit den Ameisen bestätigen, hätten wir möglicherweise einen Hinweis darauf, dass an den Stellen, wo die Haufen stehen, tiefe Öffnungen existieren. Auch wenn sie nur relativ klein sind. Und damit hätten wir den Nachweis, dass die Öffnungen zu aktiven Störungen gehören.«

»Warum das?«

»Wären die Störungen nicht aktiv, wäre in der Kruste nach kurzer Zeit alles zusammengerutscht und mehr oder weniger abgedichtet. Der Druck ist einfach zu hoch.«

»Ist das nicht gefährlich?«

»Wieso?«

»Dann könnte doch aus jedem Ameisenhaufen ein Vulkan werden.«

»Für einen Vulkan braucht man schon eine Aufschmelzung im Untergrund, im Erdmantel. Aber es gibt nur wenige Stellen unterhalb der Kontinente, wo so etwas stattfindet.«

»Ich denke an diese hübschen Computeranimationen im Fernsehen, die zeigen, wie die Kontinente auf flüssiger Lava schwimmen.«

»Das wird leider oft falsch dargestellt. Demnach müsste man an manchen Stellen nur ein tiefes Loch in die Kruste bohren, und schon käme die Lava rausgesprudelt.«

»Das hat es doch schon gegeben.«

Gerhard sah Katrin irritiert an. »Ach, du meinst auf Island. Das ist eine ganz andere Geschichte. Die erkläre ich dir im nächsten Semester. Normalerweise bestehen die Kontinente und Teile des oberen Erdmantels aus überwiegend festem Gestein, das sich jedoch bei extremen Temperatur- und Druckverhältnissen wie sehr zähe Bitumenmasse verhält. Nur in einer tieferen Zone etwa ab hundert Kilometern ist ein kleiner Anteil des Mantelgesteins geschmolzen, und auf dieser nicht ganz so zähen Masse bewegen sich die Platten.«

»Mit der Plattentektonik bin ich einigermaßen vertraut.«

»Gut. Allerdings gibt es Ausnahmen. Gerade hier unter der Eifel haben wir eine Zone, aus der Magma aufsteigen kann.«

»Sonst hätte es wohl kaum den Laacher-See-Vulkan gegeben.«

»Richtig. Sein Ausbruch vor etwa zwölftausend Jahren war die letzte anschauliche Demonstration. Vulkanismus kann nur entstehen, wenn es neben einem Vorrat an Schmelze auch eine ausreichend große Spannung in der Kruste gibt, wie zum Beispiel an den Seitenverschiebungen oder in großen Grabensystemen. Die Gesteinspakete reißen genau dann auseinander, wenn die Schmelze aufsteigt.«

»Also können wir unter jedem Ameisenhaufen einen Vulkan vermuten, zumindest in der Eifel, wo es solche Schmelzen geben muss.«

»Setzt bloß nicht so einen Unfug in die Welt! Ich würde in Teufels Küche kommen. Wir wissen doch noch gar nicht, was es mit den Ameisen auf sich hat.«

»Und was ist mit den Erdbeben?«

»Wenn die Bewegungen an den Störungen ganz langsam ablaufen, kommt es zu vielen kleinen Erdbeben, die wir gar nicht

bemerken. Es kann aber auch sein, dass das Material einfach aneinander vorbeikriecht. Dann fehlen die Erbeben ganz. Kritisch wird es, wenn sich die Krustenteile über längere Zeit fest verhaken. Dann wird es irgendwann recht heftig rummsen, so wie neulich im Hohen Venn.«

»Also sollten wir in jedem Fall auf die Ameisen achten«, fasste Katrin zusammen.

Gerhard nickte nachdenklich. »Ja, das könnte uns einen völlig neuen Zugang verschaffen.«

»Dann schlage ich vor, dass wir zunächst alle Ameisenhaufen, die wir noch aus dem Gedächtnis zusammenbekommen, in die Karte eintragen. Und jeder neue wird ebenfalls vermerkt, auch wenn er nicht auf einer Störung liegt. Dann sehen wir sehr schnell, ob es Zusammenhänge zwischen Ameisenbauten und Störungen gibt. Okay?«

»Okay.« Gerhard staunte über die Dynamik, die Katrin plötzlich in seine Forschung einbrachte.

Es fiel ihnen schwer, sich von der Bank zu trennen. Sie packten ihre Sachen zusammen, und bis zum Abend suchten sie die Gegend weiter nach Störungen ab.

Zu Hause in Köln wartete Morpheus schon auf sie. Maunzend führte er sie hinters Haus. Er hatte den Frühlingsanfang auf seine Art genutzt und zur Begrüßung die frisch gefangene Beute fein säuberlich auf der Terrasse aufgereiht. Es waren zwei Feldmäuse, eine Spitzmaus und eine Wanderratte. Unter der Gartenbank entdeckte Katrin außerdem das Gebiss und den roten Schwanz eines Eichhörnchens. Der Rest schien bereits den Morpheus'schen Speiseplan ergänzt zu haben.

In den folgenden Wochen hatte Gerhard wieder etwas mehr Zeit für den Geländeeinsatz. Schon bei der Planung der Vorlesungsstunden hatte er darauf geachtet, dass er mindestens an zwei zusammenhängenden Tagen in der Woche rausfahren konnte. Vom Antrag auf Forschungsförderung hatte er seit einem Dreivierteljahr nichts mehr gehört. Deshalb blieb die Unterstützung durch Doktoranden aus, auf die er sich bereits ein-

gerichtet hatte. Immerhin hatte sich ein neuer Diplomand, Roger Kray, der Sohn eines Kollegen aus der Chemie, für das Thema begeistern können. Er sollte die Umgebung der Laacher-See-Störung bearbeiten. Gerhard hatte ihn schon zweimal ins Gelände mitgenommen und war mit seinem Engagement sehr zufrieden. Er impfte ihm sofort die Idee mit den Ameisen ein und bat ihn, die Standorte ebenfalls in die Karte einzutragen.

Bei den letzten Begehungen hatten Katrin und Gerhard systematisch die Lage von Ameisenbauten kartiert. Zusammen mit denen, die sie aus dem Gedächtnis rekonstruiert hatten, waren es fast vierzig Standorte. Sie waren in den Karten mit roten Kreisen markiert, die entweder auf den großen Hauptstörungen oder den kürzeren Nebstörungen lagen. In jedem Kreis stand eine Zahl, die die geschätzte oder in einigen Fällen die tatsächlich gezählte Menge der einzelnen Haufen in diesem Gebiet angab. Die Angaben lagen zwischen 1 und über 40. Insgesamt hatten sie nun einen Bestand von über 400 Nestern erfasst, die in unmittelbarer Beziehung zu den Störungen standen.

»So, das dürfte reichen«, sagte Gerhard, als er mit Roger den nächsten Standort auf einer Störung ausfindig gemacht hatte. »Mit dieser großen Anzahl kann man sich an die wissenschaftliche Öffentlichkeit wagen.«

»Ist es am Ende nicht nur eine Frage der statistischen Auswertung?«, fragte Roger, der noch ein wenig zweifelte.

»Es ist schon jetzt eine Statistik, von der jeder Medizinwissenschaftler träumen würde. Wenn wir die bisher bekannten Stellen nehmen, liegen wir bei über neunzig Prozent. Und das nur, weil wir unter den restlichen zehn Prozent wegen der mächtigen Bedeckung mit Erde keine Aussage über den Untergrund treffen können. Sonst wären wir vielleicht sogar noch besser.«

»Und was ist, wenn genauso viele Haufen zwischen den Störungen vorkommen? Vielleicht haben Sie die nur nicht gefunden, weil Sie ausschließlich im Umfeld der Störung suchen. Das ergäbe dann eine Schiefelage in der Statistik.«

»Da würde ich Ihnen Recht geben, wenn es so wäre. Deshalb haben wir bewusst immer wieder Streifzüge durch die weitere

Umgebung gemacht. Aber dort haben wir nie welche gefunden. Außerdem fragen wir ständig Förster und Jagdpächter, ob sie uns welche nennen können. Aber Fehlanzeige.«

»Gibt es noch keine Untersuchungen zu den Standorten von Ameisenbauten?«

»Doch, die gibt es. Die Forstverwaltung hat einige Bereiche kartieren lassen. Ich habe vor, sie in nächster Zeit anzuschreiben und sie zu bitten, mir die Unterlagen zur Verfügung zu stellen. Wenn sich der Zusammenhang dadurch bestätigen lässt, hätten wir gleichzeitig einen gewaltigen Informationsgewinn für die Lage neuer Störungen.«

Gerhard bat Roger, die bisherigen Ergebnisse mit dem Computer in Übersichtskarten darzustellen. Sie sollten als Diskussionsgrundlage für die Fachleute dienen.

Bereits am nächsten Tag diktierte Gerhard seiner Sekretärin einen Brief an die Forstverwaltungen der untersuchten Gebiete. Sie mussten die beste Übersicht über die Verbreitung der Ameisen im Wald haben. Aus dem Internet suchte er die Ameisenspezialisten verschiedener Universitäten heraus und teilte ihnen per E-Mail vorsichtig seine Vermutungen mit.

Für Gerhard war es eine faszinierende Erkenntnis, dass im Umfeld der Zivilisation eine scheinbar alltägliche Tiergruppe existierte, die sich an bisher nicht bemerkten Strukturen orientierte. Hier bestanden offensichtlich Zusammenhänge, die die Menschen nicht einmal ansatzweise wahrgenommen hatten.

Es vergingen einige Wochen, bis Gerhard alles hatte, was er brauchte. Ein Vielzahl von Karten mit den Ergebnissen der Ameisenkartierungen und jede Menge Literaturhinweise über die Waldameisen. Die Antworten auf seine Anfragen an die Ameisenforscher waren recht gemischt. Von »hochinteressant« oder gar »sensationell« bis hin zu skeptischem Desinteresse war alles vertreten.

Gerhard nahm sich sämtliche Karten der Forstverwaltungen mit nach Hause. Nur hier hatte er genügend Ruhe für die Aus-

wertung. Es war ein heißer Sommerabend im Juli, die ideale Zeit, um auf der Terrasse Karten zu studieren. Gerhard bewaffnete sich mit einer Flasche Kölsch und machte sich auf dem Gartentisch breit.

»Katrin, kommst du mal? Ich muss dir etwas zeigen.« Sie werkelt im Garten mit der Unkrauthacke zwischen den Blumen herum. Kurz darauf kam sie mit dem dicken Kater auf dem Arm in ihren klobigen Gartenschuhen angestapft.

»Bleib mir bloß mit dem Vieh vom Hals! Der Kater hat mir gerade noch gefehlt.«

»Der Mistkerl hat mir die Hälfte der neu eingesetzten Salatpflanzen wieder ausgegraben.«

»Wahrscheinlich hat er nach den Drahtwürmern gesucht, die immer die Wurzeln abfressen. Du solltest ihm dankbar sein.«

»Klar doch. Er hat es bestimmt nur gut gemeint.«

»Schau mal, ich habe hier endlich die Karten von der Forstverwaltung.«

Katrin warf einen Blick darauf. »Interessant. Dieses Verteilungsmuster kommt mir irgendwie bekannt vor.«

»Genau. Es hat eindeutig mit unseren Störungen zu tun. Und dazwischen ist nichts. Ist das nicht irre?«

Katrin setzte Morpheus auf die Terrasse. Der Kater liebäugelte mit den Karten und machte Anstalten, auf den Tisch zu springen. Gerhard sah ihn böse an und hob drohend den Zeigefinger. »Du wagst es nicht!«

Morpheus musterte ihn abschätzend, legte die Ohren leicht nach hinten und trollte sich unter den Rhododendronbusch am Terrassenrand.

»Allerdings sollten wir die neuen Haufen noch im Gelände überprüfen. Sonst glaubt uns das keiner«, sagte Katrin und griff nach Gerhards Glas.

»He, das ist geistiger Diebstahl!«

»Seit wann ist denn Geist im Bier?«

»Im Kölsch ist der Kölsche Geist – damit du's weißt!«

Gerhard ging in den Keller und holte zwei kalte Flaschen Bier. »Hier eins für dich.«

»Besten Dank. Dann wäre das mit den Ameisen und den Störungen ja so gut wie bewiesen.«

»Es gibt da nur noch eine Sache, die mich stört.«

»Und die wäre?«

»Ich habe mir Literatur über Ameisen besorgt. Einer der Ameisenpápste hat mehrfach beschrieben, dass man Nester umsiedeln kann und dass es ganz gut klappt, wenn man es richtig macht. Leider kann ich ihn nicht dazu befragen, weil er nicht mehr lebt.«

»Und was bedeutet das?«

»Wenn es so einfach ist, Völker umzusiedeln, scheinen sie keine besonderen Ansprüche an den Untergrund zu stellen. Den neuen Platz wählen die Ameisenwarte nur nach Standortbedingungen aus, die aus menschlicher Sicht optimal scheinen, Faktoren wie Licht, Bewuchs oder Hanglage.«

»Gibt es Untersuchungen, wie lange sich die umgesiedelten Nester an den neuen Standorten gehalten haben?«

»Davon weiß ich nichts. Aber ich werde mich mal umhören.«

Am nächsten Vormittag hatte Gerhard Glück. Praktisch auf Anhieb erreichte er einen Ameisenforscher, der vor langer Zeit als Schüler des bekannten Ameisenpapstes an den Umsetzungen der Nester beteiligt gewesen war. Er hatte die neuen Standorte über einen größeren Zeitraum beobachtet und in fast allen Fällen ein langsames Absterben festgestellt. Nach spätestens fünf bis zehn Jahren waren so gut wie alle Bauten aufgegeben. Das war es, was Gerhard wissen wollte. Jetzt hatte er genügend Informationen für die Beantragung eines weiteren spannenden Forschungsprojektes.

Der zweite Montag im Juli war ein typischer Cluster-Tag. Es war ein Cluster von negativen Nachrichten, die Gerhard zu einem grundsätzlichen Umdenken zwangen. Bereits früh um neun Uhr erfuhr er auf einer Institutsbesprechung, dass die Stelle eines in den Ruhestand gehenden Kollegen nicht wieder besetzt werden sollte. Die Sparzwänge hatten die Universitäten inzwischen mit voller Wucht getroffen. Die Aufgaben dieses Kollegen sollten auf

alle verteilt werden. Gerhard wusste schon, auf wen die Hauptlast zukommen würde.

Anschließend offenbarte ihm Lutz, den er für das Forschungsprojekt einsetzen wollte, dass er nicht mehr länger auf die Bewilligung des Antrages warten konnte. Er wollte heiraten und musste erst einmal Geld verdienen. Mit einer halben Stelle, die es während einer Doktorarbeit gab, konnte er keine Familie finanzieren. Gerhard hatte durchaus Verständnis für seine Entscheidung.

Noch am Vormittag rief Katrin an, nachdem die Post gekommen war. »Es ist ein Brief dabei, der sehr offiziell aussieht. Soll ich ihn aufmachen?«

»Kannst du machen. Es geht bestimmt um die Stellenbewerbung, die ich vor einem Dreivierteljahr abgeschickt habe. Die Sache ist doch längst gelaufen.«

»Stimmt, hier steht so ein typischer Satz: ›Es tut uns Leid, dass ...‹«

»Ist schon okay. Nach den Forschungsergebnissen in der Eifel wäre ich sowieso nicht gern weggegangen. Jetzt fehlt nur noch eine entsprechende Nachricht vom Projekt. Dann wäre ich für heute bedient.«

Gerhard legte auf und ging mit zwei Kollegen in die Mensa.

Am Nachmittag verteilte die Sekretärin die Institutspost. »Herr Böhm, das hier dürfte der Brief sein, auf den Sie die ganze Zeit gewartet haben.«

»Als hätte ich es geahnt!«

Fast widerwillig riss er das Schreiben von der staatlichen Forschungsförderung auf. Ihm war sonnenklar, was kommen würde, und er musste nur die ersten fünf Worte lesen: »Leider müssen wir Ihnen mitteilen ...«

Trotzdem war die Absage ein Schock für Gerhard. Damit hatte er eigentlich nicht gerechnet. Er musste sich setzen. Seine Wut war so groß, dass er zunächst keinen klaren Gedanken fassen konnte.

Nach einer Weile griff er zum Telefon und rief den Sachbearbeiter an. Ja, es täte ihm auch sehr Leid, aber die Finanznot

und die Gutachter ... und das Projekt wäre zu regional angelegt. So etwas würde grundsätzlich nicht gefördert.

»Wie bitte? Wenn ich das Gleiche in der Antarktis untersuchen wollte, hätte ich wohl eher eine Chance, Geld zu bekommen, was?« Gerhard beendete das Gespräch, bevor er sich noch mehr in Rage brachte. Er war verdammt sauer, wusste er doch nur zu gut, wie manche Kollegen für ganz andere Projekte Geld bekamen.

Wütend rief er zu Hause an. Er musste mit irgendjemandem sprechen und seinen Frust ablassen.

Als Katrin den Hörer abnahm, wusste sie sofort Bescheid. »Dann schieß mal los!«

»Ist das nicht toll? Da werden ganz neue Störungen gefunden, die vorher nie einer registriert hat, da lässt sich endlich ein System erkennen, da sind Zusammenhänge möglich, die einen künftigen Vulkanausbruch betreffen könnten, und dann sagen die Gutachter, das interessiert nicht, das ist zu regional, dafür zahlen wir nicht. Mir wird richtig schlecht vor Wut!«

»Eigentlich war es ja fast zu erwarten. Du weißt doch, wo Geld zu vergeben ist, gibt es keine Gerechtigkeit.«

»Ich hätte nicht übel Lust, die Sache hinzuschmeißen!«

»Du wirst doch jetzt wohl nicht aufgeben! Zur Not müssen wir eben allein weitermachen.«

»Und wie lange soll das so gehen?«

»Und wenn es zehn Jahre dauert. Die Geologie läuft als Letztes weg.«

»Ich weiß nicht, ich muss mir eine andere Möglichkeit einfallen lassen, wie ich zu Geld komme. Einer meiner Leute hat heute schon die Segel gestrichen.«

»Wer?«

»Lutz. Dem wird das mit der künftigen Familie zu eng. Er hat einen Job in einer kleinen Firma angenommen und macht irgendwas mit Rechnern. Da ist doch grundsätzlich etwas faul in der ganzen Forschungsförderung! Man vertut monatelang seine Zeit, um einen Antrag zu stellen, wirbt Leute an und bildet sie aus, damit das Ganze auch vernünftig bearbeitet werden

kann, und dann kriegst du ein Jahr nach der Antragsabgabe mal eben so lapidar mitgeteilt: War nix, tschüss! Die Zeit ist weg, die Mitarbeiter kann man über so lange Zeit nicht bei der Stange halten, und wenn doch, bricht für die eine Welt zusammen.«

»Und wenn du es nach über einem Jahr doch bewilligt bekommst, kannst du Pech haben und deine Leute sind inzwischen abgesprungen.«

»Genau. Dann muss man sich auf dem Markt neue suchen, die man nicht einschätzen kann, und das geht ganz schnell in die Hose. – Du, ich komme heute früher nach Hause, ich habe die Nase voll!«

»Schön, dann trinken wir zusammen Tee. Bis gleich!«

Wie es schien, musste es an diesen negativen Cluster-Tagen auch andere erwischen. Katrin hatte nach einem neuen Rezept ein Brot gebacken, das man nur mit der Kreissäge zerteilen konnte. Als sie beim Tee saßen, hatte Gerhard fast schon seinen Humor wiedergefunden, nachdem es nun auch andere traf. Er schlug vor, das Brot diagonal zu zersägen und die beiden Teile als Bremskeile für den Hänger zu verwenden. Zum Abendbrot gab es deshalb eine Tiefkühlpizza und ein befreiendes Kölsch.

»Wo ist eigentlich Morpheus? Der giert doch sonst immer um uns rum, wenn wir Abendbrot essen.« Gerhard schaute sich im Zimmer um.

»Keine Ahnung. Vorhin ist er zum Essenfassen in den Keller marschiert. Ich hatte ihm neues Futter hingestellt. Übrigens habe ich endlich diese klebrigen Fliegenfänger gekauft und gleich einen an die Kellerdecke gehängt. Das Katzenfutter ist wie ein Magnet für die dicken Brummer. Gut, dass du endlich die Katzenklappe in die Kellertür eingebaut hast, sonst hätten wir hier oben wieder die gleiche Plage wie letztes Jahr.«

»Na, kommt Morpheus?«, fragte Gerhard. »Ich habe gerade etwas poltern gehört.« Er setzte das Glas an, um den letzten Schluck Bier zu trinken. Gleichzeitig schaute er zur Esszimmertür, die sich in diesem Moment einen Spalt öffnete. Eine

Pfote schob sich hindurch. Die Pfote von Morpheus. Die Tür öffnete sich um weitere zehn Zentimeter, während sich die Pfote in dem Teppichboden verkrallte und einen unförmigen Klumpen Katze hinter sich herzog.

Gerhard wollte schlucken und gleichzeitig losschreien. Das Ergebnis landete auf Katrin, die dummerweise genau in der Auswurfrichtung saß. Inzwischen setzte der Kater das Bein wieder einen Halbschritt nach vorn und zog den Rest nach. Katrin schrie ebenfalls los. Zum einen, weil sie die volle Dusche abbekommen hatte, aber mehr noch, weil sie nun sah, was da ins Zimmer kam.

Im Keller musste sich der Fliegenfänger von der Decke gelöst haben und genau vor den Fressnapf gefallen sein. Und Morpheus hatte sich augenscheinlich mitten in den Klebestreifen gesetzt. Das Ergebnis kauerte jetzt mit leidendem Gesichtsausdruck als einbeiniges Knäuel im Zimmer und hoffte auf Hilfe.

Der Abend war gelaufen. Zum Glück war Morpheus ein gutwilliger Kater, der sich auch diesmal bei der Rasur tapfer verhielt. Anders war dem Klebezeug nicht beizukommen.

»Eins ist mir immer noch nicht klar«, sagte Katrin, als sich alles wieder einigermaßen beruhigt hatte. »Wie ist der Kerl damit durch die Katzenklappe gekommen?«

Gerhard war froh, dass sich die Häufung der negativen Ereignisse langsam in verschiedene Richtungen aufspaltete.

Mitte Juli gab es die ersten richtig heißen Sommertage mit Temperaturen weit über 30 Grad, selbst in der Eifel. Es war ungewohnt, den ganzen Tag bei dieser Hitze im Gelände zu verbringen. Bevorzugte Arbeitsgebiete waren jetzt die Wälder, die schattig und deutlich kühler waren. Gerhard und Katrin hatten eine Nacht in einem Hotel in Wassenach gebucht, um den nächsten Morgen sehr früh vor der großen Hitze die Wiesen ablaufen zu können. Im Ort gegenüber vom Hotel gab es eine Gaststätte, deren Spezialität mittwochabends der Kartoffelkuchen war, eine Art Wolkenkratzer des Reibekuchens. Das war ein Angebot, dem beide nicht widerstehen konnten. Besonders reiz-

voll war es, dazu den hitzebedingten Flüssigkeitsbedarf des Tages durch Weizenbier zu ergänzen.

»Komm, lass uns noch eine Runde gehen, sonst überlebe ich die Nacht mit dir nicht«, drängte Katrin.

»Na gut. Wir nehmen Schwimmzeug mit, vielleicht haben wir nachher noch Lust, in den See zu springen.«

Sie wanderten gemächlich ein Stück aus dem Ort in Richtung des Laacher Sees. Am Nordhang in halber Höhe legten sie sich ins Gras und genossen die Aussicht. Vor ihnen lag in der immer noch sehr warmen Sommerluft eine phantastische Landschaft aus Wiesen und Wäldern, mit weithin sichtbaren Bergkuppen, die aus der Hochebene herausragten.

»Das ist schon eine verdammt schöne Gegend hier.« Gerhard streckte sich genüsslich und lehnte sich gegen Katrin. »Schau mal, da drüben liegt das Siebengebirge. Das war zuletzt vor mehr als zwanzig Millionen Jahren aktiv. Es ist schon verrückt, sich vorzustellen, wie da gerade ein Vulkan vor sich hinköchelt.«

»Ja, zumindest von hier aus, mit genügend Abstand«, sagte Katrin. »Die Anwohner würden das wohl nicht so toll finden. – Aber das sind doch viel mehr als nur sieben Kuppen.«

»Der Name hat auch nichts mit der Zahl zu tun. Ursprünglich hieß es Siefengebirge, von den steilen Taleinschnitten im Tuff. Diese Täler nennt man Siefen. Im Laufe der Zeit wurde daraus das Siebengebirge.«

Katrin legte den Arm um Gerhards Schultern. Gemeinsam genossen sie den beginnenden Sonnenuntergang.

»Schau mal, da hinten über der Kölner Bucht – ist das nicht ein Heißluftballon?«

Gerhard reckte den Hals. »Stimmt. Es sind sogar insgesamt vier.«

Gebannt verfolgten sie, wie die Ballons langsam auf sie zukamen.

»Wetten, dass die genau über uns hinwegfliegen?«

Gerhard hätte die Wette gewonnen. Sie saßen so hoch auf dem mächtigen Tuffrand des Kraters, dass sie fast auf Flughöhe der Ballons waren.

»Wenn sie hier nicht aussteigen wollen, sollten sie jetzt schleunigst nachfeuern.« Gerhard hatte noch nicht ausgesprochen, da zündete der Ballonführer auch schon das Gas. Laut fauchend stieg die große Kugel in die Höhe und zog über die Köpfe der beiden hinweg. Man winkte sich zu. Die anderen drei hatten es nicht so günstig getroffen. Sie flogen weiter im Westen vorbei.

»Der erste Ballon hatte richtig Glück«, staunte Gerhard. »Die Chance, mit so einem Ding direkt über den Laacher See zu fliegen, ist nicht sehr hoch. Dazu hätte ich heute auch Lust gehabt.«

»Lieber nicht. Komm, lass uns in den See springen! Wir haben eine Abkühlung verdient.«

Es war Katrin, die sich viel später genau an diesen Abend erinnerte, allerdings unter völlig veränderten Vorzeichen.

Sie mussten zwanzig Minuten zügig wandern, bis sie unten am Wasser waren. Hier herrschte für diese Uhrzeit noch ungewohnt viel Badebetrieb.

»Lass uns weiter nach Osten gehen, da müssen wir keine Schwimmsachen anziehen«, schlug Gerhard vor.

»Ach ja?« Katrin stupste ihn in die Seite.

An der letzten kleinen Bucht waren keine Badegäste mehr zu sehen. Gerhard zog sich aus und sprang splitter nackt mit einem großen Satz in den See, wie es sich für einen Geologen gehörte. Zumindest stellte er es sich so vor. Katrin stand immer noch im knöcheltiefen Wasser.

»Mir ist plötzlich gar nicht mehr so warm.«

»Komm schon! Ein Satz und du hast es hinter dir.«

Gerhard betrachtete Katrin aus der geringen Entfernung. Er überlegte, wie er sie als Fremder sehen würde, der ihr erstmals nackt gegenüberstand. Nach kurzer Musterung fand er, dass er es auch in dieser Hinsicht ganz gut mit ihr getroffen hatte. Trotz dreier Kinder und vieler Kerzen auf der Geburtstagstorte war ihre Figur immer noch gut in Schuss.

»Da hinten kommt jemand durch das Gebüsch!«, rief er scheinbar besorgt.

Es platschte, und Katrin war im Wasser.

»Nein, doch nicht. Hab mich wohl geirrt.« Gerhard grinste und schwamm schnell auf den See hinaus.

»Na warte!«, hörte er nur. Katrin konnte besser schwimmen, holte ihn ein und versetzte ihm einen Stoß in die Rippen.

»Das war die Strafe!«

Nach einer kurzen Kabbeleien war alles geklärt.

»Komm, lass uns etwas weiter nach rechts schwimmen«, schlug Gerhard vor. »Dort gibt es Mofetten.«

»Warum sollte ich mir dicke Mopeds ansehen?«

»Blödsinn, das sind Stellen, an denen es ordentlich blubbert. Da kommt Kohlendioxid aus der Erde. Das nennt man eine Mofette.«

»Sind das so etwas wie letzte Schnaufer des Laacher-See-Vulkans?«

»So könnte man es ausdrücken. Es ist eine typische Späterscheinung vulkanischer Aktivität, die hier vermutlich noch lange nicht abgeklungen ist. Manche behaupten sogar, das es eine Vorläuferscheinung des nächsten Vulkanausbruchs ist.«

»Aha?«

»Die Mofetten kommen in der ganzen Gegend vor. An vielen Stellen wird das Gas sogar in großen Tanks gesammelt, um es dem Mineralwasser zu versetzen. Auf jeden Fall gibt es am See noch jede Menge offene Spalten. Ameisen sollten sich hier allerdings nicht ansiedeln, weil sie durch das Gas absterben würden.«

Inzwischen hatten sie den Uferstreifen mit den Gasaustritten erreicht.

»Mann, das sprudelt aber recht ordentlich!«, staunte Gerhard. »So stark habe ich das hier noch nicht erlebt.«

»Was hat das zu bedeuten?«

»Eigentlich nichts. Manchmal ändern sich die Spaltensysteme im Untergrund, und dann kommt an einer Stelle mehr raus, während eine andere Mofette ganz versiegen kann. – Lass uns jetzt rausgehen, es wird schon dunkel.«

Sie stiegen aus dem Wasser und gingen vorsichtig auf dem Trampelpfad in Richtung Badebucht zurück. Gerhard lief hinter Katrin her und patschte ihr abwechselnd auf die Pobacken.

»Lass das! Du solltest lieber vorausgehen und aufpassen, dass ich nicht auf Steine trete.«

Gerhard ging einen Schritt schneller und nahm sie in den Arm.
»Ich glaube, es ist besser, wenn ich an deiner Seite bleibe.«

Die Luft war so warm, dass sie fast trocken waren, als sie bei ihren Sachen ankamen. Am See herrschte eine einzigartige Stimmung. Die Mondsichel wanderte gerade über den Rand der Caldera und tauchte das Wasser in ein ungewohnt mildes Licht. Gerhard setzte sich auf seine Hose, nahm Katrin auf den Schoß und deckte sie beide mit dem großen Badetuch zu.

Sie saßen eine ganze Weile nur still da und versuchten die Stimmung so intensiv wie möglich aufzunehmen.

»Das sind die besonderen, seltenen Momente, die man nur fühlen, aber nie begreifen kann«, sagte Gerhard und streichelte Katrins Körper. Sie wandte ihm den Kopf zu und suchte seine Augen. Der Mond spiegelte sich als heller Punkt in den weit geöffneten Pupillen.

»Wie lange sind wir zusammen? Sechszwanzig Jahre?«, fragte Katrin und drückte Gerhard ganz fest an sich.

In dieser Nacht konnte Gerhard nicht richtig schlafen. Es war viel zu warm im Zimmer, und der Reibekuchen erfand in Verbindung mit dem Weizenbier gerade ein neues Verfahren zur Optimierung der menschlichen Biogasausbeute. Er hörte Katrin mehrmals leise fluchen, wenn sie sich von ihm wendete. In solchen Nächten hatte Gerhard häufig gute Einfälle für seine wissenschaftlichen Probleme. Diesmal allerdings ließ ihn der starke Gasaustritt nicht in Ruhe – in zweifacher Hinsicht. Er nahm sich vor, am nächsten Tag die Austrittsstellen, die er kannte, noch einmal genauer zu inspizieren.

Um sechs Uhr morgens waren beide wach. Und beide hatten gleichzeitig dieselbe Idee.

»Wollen wir ...«, begann Katrin.

»... noch vor dem Frühstück schwimmen gehen?«, ergänzte Gerhard die Frage.

Kurze Zeit später standen sie genau an der Stelle, wo sie am Vorabend ins Wasser gesprungen waren. Der See verbreitete so früh am Morgen wieder eine ganz eigenartige Stimmung. Umgeben von einem tiefgrün bewaldeten Wall, der sich mehr als hundert Meter über den Wasserspiegel erhob, wirkte der See wie eine vergessene Welt. Dicht über der Wasseroberfläche löste sich langsam eine leichte Dunstschicht auf, in der sich die Umrisse einzelner Wasservögel abzeichneten. Auf der gegenüberliegenden Seite tauchte zwischen Wiesen und Feldern das Kloster Maria Laach auf, dessen Giebel bereits von der Morgensonne fahlgelb beleuchtet wurden. Es war sehr ruhig um diese Uhrzeit, kein Jogger oder Spaziergänger war unterwegs. Nur die morgendlichen Sänger waren bereits aktiv.

»Komm, wir schwimmen!«, sagte Gerhard, riss sich von der Stimmung los und zog sich aus.

»Herrlich! Das Wasser wirkt jetzt viel wärmer als gestern Abend.«

Auch Katrin war diesmal sehr schnell im See, obwohl niemand durch das Gebüsch kam. Gerhard schwamm sofort zu den Gasaustritten. Sie waren tatsächlich deutlich stärker, als er sie von früher kannte. Langsam schwammen sie am Ufer entlang.

»Am Ostrand des Sees muss es eine Spalte in Nord-Süd-Richtung geben, die über hundert Meter lang ist und aus der an vielen Stellen ständig Gas austritt«, rief Gerhard zu Katrin, die ihm mit etwas Abstand folgte. »Wir könnten sie einmal komplett abschwimmen.«

Kurze Zeit später erreichten sie den letzten Punkt, an dem das Gas sichtbar durch das Wasser sprudelte.

»Mann, das hat aber mächtig zugenommen! Gut, dass hier ständig Wind geht. Stell dir vor, die Gasaustritte würden immer heftiger, und wir hätten tagelang Windstille. Dann würdest du ganz schnell absaufen.«

»Wirklich?«

»Du kennst doch bestimmt den Weinkellereffekt. Durch die Gärung strömt aus den Fässern ständig das gleiche Gas, das auch hier hochkommt. Wenn der Winzer nicht richtig lüftet,

ist ziemlich schnell Feierabend. Das Dumme ist, dass Kohlendioxidgas schwerer als Luft ist und sich deshalb auf dem Boden ansammelt.«

»Und da gibt es dann keine normale Luft mehr.«

»Richtig. Wenn Herrchen mit Waldi in den Weinkeller geht, merkt Herrchen gar nichts, wenn nur der untere Meter voller Kohlendioxid ist. Man kann es nicht sehen, nicht riechen und nicht schmecken. Der Dackel übrigens auch nicht. Der wird nur plötzlich ganz schwer an der Leine.«

»Sollten wir dann nicht lieber umkehren?«

»Hier ist die Fläche viel zu groß. Bis sich in Kopfhöhe der Schwimmer genug Gas angestaut hat, ist das durch die Luftbewegung längst wieder weg. Es würde Wochen oder Monate dauern, und so windstill kann es hier gar nicht werden.«

»Aber du hast mir doch mal von so einem Fall erzählt, nicht wahr?«

»Ja, das war in Kamerun, 1986 oder so. Da gibt es einen See in einem Vulkankrater, den Lake Nyos. Aus dem ist eine große Gasblase ausgetreten und regelrecht über den Kraterwall geschwappt. Das schwere Gas ist am Boden entlanggeflossen und hat noch in 25 Kilometern Entfernung alles höhere Leben abgetötet. Es gab mehr als 1700 Tote.«

»Könnte das hier auch passieren?«

»Wohl kaum. Dieser Vulkan in Afrika produziert erheblich mehr Kohlendioxid. Das ist sogar recht typisch für die dortigen Vulkane. Hier scheint es so etwas nicht zu geben. Also keine Angst.«

Erfrischt stiegen sie aus dem Wasser und trockneten sich gegenseitig ab. Gerhard nahm Katrin in den Arm und gab ihr einen langen Kuss.

»Komm, lass uns frühstücken. Jetzt habe ich großen Hunger!«

Für die folgende Woche hatte sich Gerhard etwas Besonderes ausgedacht. Das Wetter zeigte sich dank eines kräftigen Hochs von seiner besten Seite, und zwischen Mosel und Rhein fehlten ihm noch einige Aufschlüsse an einer der großen Störungs-

zonen. Beides war ein willkommener Anlass, um etwas nachzuholen. Etwas, das sich seit dem Tag im Blütenmeer auf der Bank am Rhein in Gerhards Kopf festgesetzt hatte. Sehr früh fuhr er mit Katrin zur Rheinschleife bei Boppard und buchte für eine Nacht ein Zimmer in einer kleinen Pension unten am Rhein. Von einem benachbarten Winzer holten sie sich zwei Flaschen trockenen Weißwein und verstaute ihn bis zum Abend im Kühlschrank ihres Zimmers. Der sonnige Tag brachte verbrannte Haut und viel Durst, aber auch gute Aufschlüsse und viele Ameisenhaufen.

Nach dem Duschen und Abendessen wanderten die beiden in Richtung Hochfläche zu ihrer inzwischen vertrauten Bank an der Steilkante des Rheins. Im Rucksack befanden sich die zwei Flaschen Weißwein und für jeden ein kleines Pokalglas mit einem geriffelten grünen Fuß. Die Gläser hatten sie sich extra für diesen Abend vor Ort gekauft. Es war die richtige Zeit, um für einen Abend Abstand von der Geologie und den Karten zu gewinnen. Gerhard öffnete die erste Flasche und schenkte ein.

»Das hatte ich mir schon beim letzten Mal gewünscht. Heute wird es nachgeholt. Zum Wohl, Schatz!«

»Zum Wohl! Jetzt fehlen zwar die Blüten, aber dafür ist das Grün sehr schön, und es gibt immer noch genug Aussicht.«

Arm in Arm saßen sie mit von sich gestreckten Beinen auf der Bank und ließen den Wein und die Abendstimmung auf sich wirken. Gedankenversunken beobachteten sie die Schiffe auf dem Rhein. Ab und zu rauschte ein langer Güterzug auf der gegenüberliegenden Seite vorbei. Die Autos wirkten wie winzige Krabbeltiere. Es war wie auf einer riesigen Modelleisenbahnplatte. In sicherer Entfernung weiter unten am Hang erhob sich ein Ameisenhaufen. Sie hatten ihn schon beim letzten Mal nach der Mittagspause entdeckt. Der Abstand war zu groß, als dass sie Einzelheiten erkennen konnten.

Im Norden tauchte ein Hubschrauber auf. Er flog genau den Rheinlauf entlang und knatterte nicht weit entfernt an ihnen vorbei. Als der Lärm abgeklungen war, griff Gerhard zur zweiten Flasche und öffnete sie.

»Auf zur zweiten Runde!«

»Hoffentlich kommen wir nachher wieder heil den Hang hinunter.«

»Keine Sorge, der Wein ist aus dieser Gegend. Der wird uns schon führen.«

Katrin drückte den Kopf fest an Gerhards Schulter. »In solchen stimmungsvollen Momenten kommen mir immer die verrücktesten Ideen.«

»Und mir erst!«

»Nicht, was du wieder denkst! Ich meine Zukunftsträume ... oder Wünsche, die in Erfüllung gehen könnten ... irgendwelche schönen Sachen.«

»Komisch, ich habe auch gerade an einen meiner Jugendträume gedacht.«

»Was hast du dir vorgestellt? Ganz stark sein oder ganz groß oder ganz viel Geld haben?«

»Das war natürlich auch dabei. Aber ich hatte immer den Wunsch, etwas ganz Tolles zu entdecken.«

»Ist das der Grund, warum du Geologe geworden bist?«

»Vielleicht. Ohne die Entdeckungslust wäre ich nie den Störungen auf die Spur gekommen. Früher habe ich oft davon geträumt, den Nibelungenschatz zu finden. Das war für mich das Größte überhaupt.«

»Wie bist du darauf gekommen?«

»Ach, durch einen Film im Kino und durch Bücher über die Sage mit Siegfried und Hagen und wie sie alle heißen.«

Gerhard nahm die Flasche und goss sich wieder ein. »Du auch?«

»Danke, ich setze erst mal eine Runde aus.«

»Gerade hier oben am Rhein muss ich wieder an diese Geschichte denken. Den Schatz soll Hagen von Tronje, ich glaube, im fünften Jahrhundert, bei dem Loche in den Rhein versenkt haben. Kannst du dir vorstellen, wie viele Interpretationen es dazu schon gegeben hat? Und wie viele Suchaktionen?«

»Aber gefunden hat man noch nichts, oder?«

»Nein. Es ist ziemlich idiotisch, nach einem Schatz zu su-

chen, der lediglich in einer Sage beschrieben ist. Da finde ich es schon viel sinnvoller, nach dem Bernsteinzimmer oder Dingen zu graben, die es zweifelsfrei gegeben hat.«

»Stell dir mal vor, wie du jemandem erklärst, dass du den Nibelungenschatz suchst. Ich glaube, der Spott wäre dir sicher.«

»Oder das Mitleid. Aber es macht trotzdem Spaß, darüber zu phantasieren. Wenn ich wirklich die Absicht hätte, danach zu suchen, würde mir als Erstes ein ganz bestimmter Ort einfallen. Denn auch die Altvorderen waren nicht auf den Kopf gefallen. Wenn Gefahr durch Kriege drohte, haben sie die Wertgegenstände entweder vergraben oder irgendwo versenkt.«

»Aber doch nicht im Rhein! Da findet man doch nichts wieder.«

»Das sehe ich genauso. Dann hätten sie den Schatz gleich dem Feind überlassen können. Der Rhein reißt früher oder später alles mit sich mit. Nein, ich bin mir sicher, dass die Sachen zurückholbar sein mussten.«

»Ich glaube, ich weiß, welche Stelle du meinst.«

Gerhard hörte ihr gar nicht zu. »Wenn diese in der Flussschifffahrt geübt waren, und das waren sie mit Sicherheit, dann stand ihnen für Verstecke der ganze Rhein stromabwärts zur Verfügung.«

»Du meinst, auch dieses Gebiet hier käme in Frage?«

»Genau das meine ich.«

»Und wie wir gerade festgestellt haben, wäre es dumm gewesen, die Sachen einfach in ein tieferes Loch des Rheins zu werfen.«

»Exakt.«

»Dann bleibt nur noch der Laacher See übrig.«

Gerhard richtete sich auf und sah Katrin erstaunt an. »Wie bist du so schnell darauf gekommen? Das wollte ich gerade als geniale Lösung präsentieren!«

»Jetzt kannst du mir noch ein Glas einschenken.« Katrin hatte ein zufriedenes Lächeln aufgesetzt.

Gerhard füllte ihren kleinen Pokal bis zum Rand. »Darauf stoßen wir an! Unser nächstes großes Projekt ist die Suche nach

dem Nibelungenschatz. Prost!« Er spürte den Wein schon mehr, als ihm lieb war.

»Dann stell schon mal den Antrag für ein U-Boot mit Metallsuchgerät und langen Greifarmen. Das wäre mal was Neues!«

»Aber die Idee ist gar nicht so dumm, wie sie vielleicht klingt. Wenn diese Leute wirklich ein Versteck gebraucht haben, dann wäre der Laacher See bestens geeignet. Sie mussten nur die günstigste Stelle ausloten.«

»Und wo soll die sein? Moment, ich kann es mir denken! Natürlich dort, wo es nicht zu flach ist, damit die Fischer nicht zufällig darauf stoßen, aber auch nicht zu tief ...«

»... damit die besten Taucher noch rankommen. Ich glaube, du solltest doch noch Archäologie studieren.«

Langsam wurde es dunkel. Gedankenversunken saßen sie da und schauten den vorbeituckernden Lastschiffen auf dem Rhein zu.

Nach einer ganzen Weile richtete sich Katrin auf. »Da gab es doch auch den Ring der Nibelungen. Soll der nicht dem Finder Unglück bringen?«

»Stimmt. So heißt es in der Sage.«

»Dann werden wir ihn lieber nicht suchen«, sagte Katrin sehr bestimmt und stand auf. »Mir wird kalt. Lass uns gehen!«

Es war schon fast dunkel, als sie ihren Aussichtspunkt verließen und leicht schwankend ins Tal hinunterwanderten. Unterwegs wechselten sie nur wenige Worte. Beiden fiel es nicht mehr ganz leicht, die weingesteuerten Gedanken um Rhein, Geologie und Sagen in vernünftige Bahnen zu lenken. Erst am nächsten Morgen war das Thema überstanden.